

## Aus: Textarchiv H. G. Petzold et al. Jahrgang 2021

<http://www.fpi-publikationen.de/textarchiv-hg-petzold>

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Hückeswagen.

In diesem Internet-Archiv der FPI-Publikationen – Wissenschaftliche Plattform “Polyloge“ werden Texte von Hilarion G. Petzold und MitautorInnen in chronologischer Folge nach Jahrgängen und in der Folge der Jahrgangssiglen geordnet zur Verfügung gestellt. Es werden hier auch ältere Texte eingestellt, um ihre Zugänglichkeit zu verbessern. Zitiert wird diese Quelle dann wie folgt:

Textarchiv H. G. Petzold et al.

<http://www.fpi-publikationen.de/textarchiv-hg-petzold>

***Hilarion G. Petzold (2006v/2009h/2021)\*:***  
**„Mentalisierung“, „kollektive mentale Repräsentationen“ und  
die Arbeit mit der „Familie im Kopf“.**  
**„Integrativ-Systemische“ Entwicklungstherapie mit Familien –  
das „bio-psycho-sozial-ökologische“ Modell**  
**„Integrativer Humantherapie“ und „Integrativer Supervision“**

Erschienen in:

*Integrative Therapie*, 2/3(2010), 161-257.

---

\* Aus der „Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Naturtherapien und Kreativitätsförderung“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung, Hückeswagen (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Dipl.-Sup. Ilse Orth, MSc). Mail: [forschung@integrativ.eag-fpi.de](mailto:forschung@integrativ.eag-fpi.de), oder: [info@eag-fpi.de](mailto:info@eag-fpi.de), Information: <http://www.eag-fpi.com> ). Diese Arbeit hat die Sigle 2006v, 2009h, 2021.

„Im familialen Enkulturations- und Sozialisationsgeschehen als komplexen Mentalisierungsprozessen muss die Substanz kultureller Leistungen und Errungenschaften, die intellektuelle, ästhetische und emotionale Kultur von Gesellschaften, Schichten, Familien weitergegeben werden, wenn sie Bestand haben sollen“

*Hilarion G. Petzold (1982c)*

## 1. Netzwerke und Konvois in der Lebensspanne

Die Forschungsergebnisse der Entwicklungspsychologie, insbesondere der Longitudinalforschung (*Rutter, Hay 1994; Verhulst 2003*) bestätigen die Bedeutung der Familie – nicht nur für den Frühbereich der Kindheit (*Papoušek 2006*), sondern für die gesamte *Lebensspanne*, Erwachsenenleben und Senium (*Petzold 2004a, 2005a; Rudinger 1986; Schroots 1993*), und dabei sind nicht nur die Eltern für die Familie wichtig, sondern auch die Großeltern, Wahleltern, Nennanten, PatInnen etc. Großfamilien („extended family“), wo vorhanden und funktionierend, sind tragfähige Netze. Wo sie fehlen, sind die familialen und sozialen Netzwerke oft schwächer und ressourcenärmer. Letztlich aber entscheidet faktische Präsenz hilfsbereiter der Familienmitglieder, ihre tatsächliche Ressourcenlage und die virtuelle Präsenz von Verwandten, die aneinander denken und füreinander Sorge tragen, über die „supportive Valenz“ von familialen Netzwerken (*Hass, Petzold 1999*); denn wo das Prinzip „aus den Augen aus dem Sinn“ regiert, können Menschen nicht auf Hilfe zählen, wo man aber einander „im Sinn“ hat, wächst die Chance, das man „nicht vergessen“ wird. Familien sind in der Regel die Kernzone der sozialen Netzwerke von Menschen, die wir – betrachten wir sie in der Zeit - „Konvoi“, Weggeleit, nennen (*Brühlmann-Jecklin, Petzold 2004, Petzold 2000h; Kahn, Antonucci 1980*). Wir fahren ja nicht alleine auf der Lebensstraße sondern haben die Menschen unseres Netzwerkes als Begleiter, als „Konvoi“.

Familien – große wie kleine – sind in der Tat komplexe soziale „Systeme“. Die Systemmetapher scheint auf den ersten Blick griffig, auf den zweiten wird sie eher abstrakt, besonders wenn man auf kybernetische und biologische Systemtheorien zurückgreift, die mit den *sozialen* Realitäten in Familien wenig zu tun haben. (Hier werden häufig Kategorienfehler gemacht, denn Soziales lässt sich nicht gänzlich mit der Kybernetik erklären). Deshalb werden Rekonkretisierungen, - d. h. Rückübersetzungen ins Szenische - notwendig, um den oft großen Abstand zwischen der theoretischen Modellierung und der interventiven Praxis zu verringern. Es geht ja *nicht nur* um die *systemische* Seite kommunikativer und regulativer Prozesse, - obgleich diese unverzichtbar ist, denn Familien haben natürlich System- und Netzwerkqualitäten - , es geht um interpersonale Qualitäten, um intersubjektive Beziehungen, Affiliationen, Bindungsqualitäten (*Petzold, Müller 2005*) etc. Familien werden nicht nur als ein „äußeres“ soziales Netzwerk von Beziehungen betrachtet, sondern auch als eine „innere“ *repräsentationale Realität*, die Menschen „im Kopf“ haben. An diesen „*mental*en Repräsentationen“ (*Moscovici 2001; Petzold 2003b*) von Werten, Kulturen des Denkens, Fühlens, Wollens, Handelns, Kommunizierens gilt es zu arbeiten, wenn man das Verhalten von Einzelnen in ihren Familien und von Familien insgesamt, von Familienkonvois

verändern will. *Familienkonvois sind Gemeinschaften in der Zeit*. Das wird gerade in der heutigen Zeit mit Blick auf die demographischen Entwicklungen wesentlich, denn die immensen Zahlen älter und alter Menschen ohne eigene Kinder oder jüngere Verwandte in der vertikalen Dimension, aber auch ohne eigene starke Geschwisternetze auf der horizontalen Ebene, der drastische Rückgang von „extended families“ führt *intragenerational* und *intergenerational* in kaum absehbare Probleme, die nicht erst reaktiv in Angriff genommen werden, sondern die *heute* proaktive Initiativen verlangen und das geht nur, wenn Menschen die Familie auch „in der Zeit“ mental repräsentiert haben, eine Vorstellung von der Entwicklung ihres „Familienkonvois“ im Kopfe haben. Neue Modelle müssen entwickelt und eingeübt, alte aktualisiert werden. Als Stichworte seien genannt: Aufbau intergenerationaler Wohngemeinschaften, proaktive Netzwerkpflge, Aufbau von Freundschaftsnetzwerken<sup>1</sup> und von Lebensgemeinschaften mit Langzeitperspektiven (*community building*). Da sehr viele Menschen keine oder keine tragfähigen „Realverwandtschaften“ mehr haben bzw. haben werden, wird man „Wahlverwandtschaften“ aufbauen müssen, die soziale Unterstützung und intergenerational wechselseitige Hilfeleistungen gewährleisten können. Das erfordert ein besonderes **Wissen (Kompetenz)** und **Können (Performanz)** im Bereich der **Intergenerationalität**, ein Begriff, den ich wie folgt spezifiziert habe.

„**Intergenerationale Kompetenz** ist ein wechselseitiges Wissen unterschiedlicher Altersgruppen und ihrer Mitglieder um die 'mentalen Welten', d. h. die Bedürfnisse, Lebensstile, Ängste, Stärken, Schwächen, Ressourcen, Defizite usw. der jeweils anderen Altersgruppe und die Bereitschaft, erkennbar werdende Wissens- und Verstehensdefizite über die Anderen (Grundlage von vorhandenen oder potentiellen Verständnishindernissen) in Ko-responsenden, Polylogen, Gesprächs- und Erzählgemeinschaften aufzufüllen. - **Intergenerationale Performanz** ist das Beherrschen unterschiedlicher Interaktions- und Kommunikationsweisen und ihre Umsetzung in einer respektvollen und wertschätzenden Form, um Diskurse zwischen den Generationen in einer weiterführenden und fruchtbaren Weise zu realisieren zu voranzubringen“ (Petzold, Müller 2004b).

Intergenerationale Kompetenz und Performanz wurde in früheren Zeiten im mehrgenerationalen Miteinander größerer Familienverbände *gelebt, erlebt* und auf diese Weise weitergegeben, z. T. neu generiert zusammen mit all dem, was die Geschichte und Tradition und das gegenwärtige Leben, ja die Zukunftsvisionen der jeweiligen Familie spezifisch ausmachte. Familien haben Geschichte und generieren Geschichte und Zukunft. *Familiengeschehen hat narrative Qualitäten*. Es wird erzählt, sprachlich tradiert und mit Blick auf die familiäre Zukunftsfähigkeit auch narrativ entworfen - das darf nicht übersehen werden und wurde von *Freud* mit der Idee des „Familienromans“ erkannt. Erzählungen, Geschichten - mit ihren Atmosphären, Wertungen, Bewertungen, Abwertungen, erfüllt von Wahrheit und Lüge, von Legenden, Phantasien, von real vollzogen und gegenwärtig erlebten Gefühlen wie Angst und Sorge, Liebe und Hass - sind durch Erinnern „*mental repräsentiert*“ (kognitiv, emotional, volitional). Geschichten haben Wirkungen und Nachwirkungen in Familien bzw. familienähnlichen Systemen (Petzold 2001b). Sie sind in jedem einzelnen zerebralen Gedächtnis jedes einzelnen Angehörigen des Familiensystems aufgehoben und dadurch zugleich in einem „kollektiven Gedächtnis“ gemeinsamer Erinnerungen und Erinnerungsstücke, eben weil es eine „gemeinsame Geschichte“ gibt. Diese bestimmt aktuelle Interaktionen, Vergangenheitsrepräsentationen und *antizipatorische Erwartungsprojektionen* der Einzelnen in einzigartiger Weise, bestimmt aber auch das Miteinander der Gemeinschaft in differentiellen Erinnerungsverknüpfungen, abhängig vom Alter, Gender, Status der Mitglieder, ihrer Eingebundenheit oder Randständigkeit im Konvoi. Das „System“ hat Gedächtnis über die mnestischen Archive der Gehirne seiner Mitglieder als Subjekten und

über die von diesen hervorgebrachten Dokumente (Alben, Fotos, Filme, Aufzeichnungen etc.). Es produziert in komplexen Prozessen der „**Mentalisierung**“ (Petzold 2005t, Petzold, van Beek, van der Hoek 1994) beständig Realität in seinen aktuellen Interaktionsprozessen und es produziert Zukunft, *gemeinsame Zukunft*, eine Fähigkeit, die bei Familien in unterschiedlichem Masse ausgeprägt ist. Bei Kleinfamilien, Einkinderfamilien ist das Zukunftspotential deutlich verringert, was oft dazu führt, dass die damit auch bedrohte Zukunft der „Familie als System“ auch ausgeblendet wird. Man denkt über den zukünftigen Bestand der Familie nicht nach, er wird nicht bewusst mental repräsentiert, scheint unwichtig geworden. **Intergenerationale Kompetenz** und **Performanz** können nicht mehr „fungierend“ im großfamilialen Lebensalltag weitergegeben werden und gehen unversehens verloren zusammen mit den erfahrbaren zyklischen Prozessen in einer zukunftsgerichteten Familienentwicklung:

Eltern haben eine Gruppe von Kindern und Enkeln, in die sie investieren mit Fürsorge (Liebe, Zuwendung) und Vorsorge (Vermittlung von Bildung und Lebenswissen, Produktion wirtschaftlicher Güter) – ein Geben und Nehmen. Kinder und Enkel geben diese Investitionen mit Liebe und Dank und konkreter Fürsorge (Versorgung, Betreuung, Pflege) zurück – ein Geben und Nehmen im intergenerationalen Miteinander – auf der gesellschaftlichen Ebene im „Generationenvertrag“.

All das ist heute kaum noch „mental repräsentiert“ und positiv konnotiert, weil die Länge der Familie auf der einzelfamilialen und der gesamtgesellschaftlichen Ebene *höchst prekär* geworden ist. Familien sind vom Aussterben bedroht - oft ohne dass dies von ihnen zur Kenntnis genommen wird. Und sie sterben dann aus, ihr genetisches Potential geht dabei für die Gesellschaft verloren, ohne dass dies dann noch verändert werden kann. Die zunehmende Zahl von Erwachsenenadoptionen verweist auf das Problem, löst es aber nicht.

## 2. Mentalisierung und mentale Repräsentationen in familialen Gruppen

Der Begriff der **Mentalisierung** hat neuerlich im psychoanalytischen Raum über die Arbeiten von Fonagy und Target (2003) eine gewisse Beachtung erhalten. Dabei verwundert, wie wenig Anschluss an die Entwicklungspsychologie (Pierre Janet und Piaget), bzw. dass kein Anschluss an Sozialpsychologie der mentalen Repräsentationen (Moscovici 2001, Marková 2003; Petzold 2003a, b) genommen wird oder an die Konzepte der *Intra- und Intermentalität* von Vygotskij. Vygotskij (1978, 1992), Lurija (1986) und Janet (1926, 1928) sahen „höhere Funktionen“ etwa komplexes Gedächtnis, Willen, soziale Kompetenzen als durch „Interiorisierung“ mental aufgenommene gesellschaftliche Selbstregulierungsmuster an (Vygotskij 1992, 19). Effektives Lernen solcher Muster kann in „Zonen proximaler Entwicklung“ (ZOP) stattfinden. Sie sind dabei immer auch „Zonen optimaler Proximität“, Bereiche affilialer Vertrautheit, Nahraumverbindungen in der Familie, in Freundschaften, Peergruppen in pädagogischen Beziehungen, in denen ko-emotionales, ko-volitives, ko-kognitives Lernen besonders gut möglich wird, weil man angstfrei experimentieren und mit Freude an Erfolgen in persönlich bedeutungsvolle und lebensweltlich relevante Lernprojekte investiert. Diese Zonen sind prospektiv-prozessual bestimmt durch die potenziellen Entwicklungsmöglichkeiten zu höheren Lösungsebenen hin, die mit Hilfe von Mutter, Vater und Erwachsenen des Nahraums erreicht werden können. In der Interaktion mit Erwachsenen oder anderen Kindern in „Zonen proximaler Entwicklung“ eignet sich das Kind „die gesellschaftlichen Verhaltensformen an und überträgt sie auf sich selbst“ (ibid. 230). Das ist Janets (1926, 1928) „psychologisches Grundgesetz“, nachdem ein Kind im

Entwicklungsprozess jene Verhaltensformen sich gegenüber anzuwenden beginnt, die zunächst andere ihm gegenüber praktiziert haben. Sein Schüler *Piaget* (1970, 95) folgt ihm in dieser Auffassung. *Vygotskij*, dem wir hier voll und ganz zustimmen, sieht hier das *ganze Netzwerk*, in dem sich das Kind befindet und Möglichkeiten der Nachahmung, Internalisierung, Mentalisierung bietet, als Einflussgröße. Mit *Blonskij* (1928) nimmt er genetische Schemata des Menschen an (heute sprechen wir von „sensiblen Phasen“), die sich in der vieltausendjährigen Geschichte seiner Entwicklung“ ausgebildet haben (*Vygotskij* 1931/1992, 230) in Alltagsinteraktionen der Ontogenese aktualisieren. *Vygotskijs* „genetisches Grundgesetz der kulturellen Entwicklung“ besagt Folgendes: „Jede Funktion tritt in der kulturellen Entwicklung des Kindes zweimal ... in Erscheinung – zunächst auf der gesellschaftlichen, dann auf der psychischen Ebene (also zunächst zwischenmenschlich als *interpsychische*, dann innerhalb des Kindes als *intrapsychische* Kategorie“ (ibid. 236, meine Hervorhebung). Der Begriff der „**Mentalisierung**“, wie wir ihn im Integrativen Ansatz verwenden, liegt nahe bei *Vygotskijs* und *Lurijas* (1930) Konzept der „höheren psychischen [mentalen] Funktionen“, die sich über den gesamten Entwicklungsprozess in der Kindheit – wir vertreten in der „Lebensspanne“ (*Petzold* 1999b) – in Kollektiven/Netzwerken herausbilden. Damit wird ein Konzept einer komplexen „Sozialisation der Wechselseitigkeit“<sup>1</sup> verbunden, die die „gesellschaftlichen Beziehungen in psychische Funktionen umwandelt ... Wir fragen, wie das Kollektiv bei diesem oder jenem Kinde die höheren psychischen Funktionen hervorbringt“ (*Vygotskij* 1931/1992, 238). Damit „erscheint die Rolle des Kollektivs in der kindlichen Entwicklung in anderem Licht“ (ibid.). Zur Verdeutlichung: „Argumente entstehen zunächst in der Auseinandersetzung zwischen Kindern und werden erst im Anschluss danach interiorisiert, und zwar je nach Entwicklungsstufe der kindlichen Persönlichkeit ... Es ist wichtig zu bemerken, dass sich im Verlauf der kindlichen Verhaltensentwicklung die genetische Rolle des Kollektivs verändert“ (ibid. 230f). „*Die Zone möglicher Nachahmung fällt mit der Zone der eigenen Entwicklungsmöglichkeiten eines Lebewesens zusammen*“ (ibid. 215), aber auch mit dem Potential des Kollektivs, Materialien von adäquater „Passung“ dem Kind

---

<sup>1</sup> **Komplexe Sozialisation:**»**Sozialisation** wird im Integrativen Ansatz als die wechselseitige Beeinflussung von Systemen in multiplen Kontexten entlang des *Zeitkontinuums* (*Petzold, Bubolz* 1976) aufgefaßt als der – gelingende oder mißlingende – Prozess der Entstehung und Entwicklung des Leibsobjekts und seiner Persönlichkeit in komplexen Feldern bzw. Feldsektoren, sozialen Netzwerken und Konvois (*Hass, Petzold* 1999) über die *Lebensspanne* hin, in denen die gesellschaftlich generierten und vermittelten sozialen, ökonomischen und dinglich-materiellen Einflüsse und *Feldkräfte* unmittelbar und mittelbar den Menschen in seiner Leiblichkeit mit seinen kognitiven, emotionalen, volitiven und sozial-kommunikativen Kompetenzen und Performanzen prägen und formen durch positive und negativ-stigmatisierende Attributionen, emotionale Wertschätzung, Ressourcenzufuhr oder -entzug, Informationen aus dem kommunikativen und kulturellen Gedächtnis (*J. Assmann* 1999), Förderung oder Mißhandlung. Dabei wird der Mensch als ‘produktiver Realitätsverarbeiter’ (*Hurrelmann* 1995, 66) gesehen, der in den Kontext zurückwirkt, als ‘Mitgestalter seiner eigenen Identitätsprozesse’ (vgl. *Brandstädter* 1985, 1992) durch Meistern von ‘Entwicklungsaufgaben’ (*Havighurst* 1948), durch Identitätsentwürfe, Ausbildung von ‘Identitätsstilen’, Wahl von *life styles* und *social worlds*. In Prozessen multipler Reziprozität, der Ko-respondenz und Kooperation, der Ko-konstruktion und Kokreation interpretiert und gestaltet er die materielle, ökologische und soziale Wirklichkeit gemeinschaftlich (*Vygotsky* 1978) in einer Weise, dass die Persönlichkeit, die relevante ökologische und soziale Mikrowelt und gesellschaftliche Meso- und Makrofelder, ja die Kultur (*Müller, Petzold* 1999) sich beständig verändern und er sie und sich mit allen Ressourcen, Kompetenzen und Performanzen entwickelt. Dies geschieht in einer Dialektik von *Vergesellschaftung* (Generierung von ‘social worlds’, kollektiven Kognitionen, Klimata und Praxen) und *Individuation* (Generierung subjektiver Theorien, Atmosphären und Praxen). Ihr Ergebnis ist eine je spezifische, in beständigen **konnektivierenden** und **balancierenden Konstitutionsprozessen** stehende, **flexible, transversale Identität** des in Weltkomplexität **navigierenden** Subjekts und seiner sich beständig **emanzipierenden** Persönlichkeit in einer wachsend globalen, transkulturellen Gesellschaft mit ihren Makro-, Meso-, Mikrokontexten und deren Strukturen und Zukunftshorizonten“ (*Petzold* 2001p).

entwicklungsalterspezifisch anzubieten. In Kollektiven stattfindende, von Spiegelneuronen gestützte Nachahmungsprozesse (*Stamenov, Gallese 2002*), kognitive, emotionale und volitionale Internalisierungsmöglichkeiten auf den jeweiligen Entwicklungsniveaus mit den entsprechenden „sensiblen Phasen“ bestimmen die Mentalisierungsprozesse in fortschreitender Entwicklung von einfachen mentalen Repräsentationen bis zu „*intentions and symbolic representations of purposeful action*“ (*Vygotskij 1978, 37*), wie in der späteren Kindheit. Mit dem „*purposeful*“ ist auf der repräsentationalen Ebene eine Zukunftsperspektive impliziert, öffnet sich ein gesellschaftlicher Zukunftsraum, denn das charakterisiert Sozialisationsprozesse: sie bereiten Menschen auf die Partizipation am gemeinschaftlichen Leben vor durch Mentalisierungen, die dann in der eigenen Lebenspraxis des Subjekts handlungsleitendes Wissen bereitstellen. Dieses wurde von Bezugspersonen (Eltern, Lehrer) und Sozialisationsagenturen (Kindergarten, Schule) weitergegeben und zwar einerseits *intentional* und andererseits überwiegend *fungierend* im Alltagsgeschehen, also unbewusst bzw. durch nicht bewusst beabsichtigte Vermittlung von Inhalten, die mentalisiert werden können: von beiden Seiten, denn Sozialisation erfolgt *wechselseitig* (*Goslin 1969; Hurrelmann, Ulich 1980, 1991*). Die Eltern sozialisieren die Kinder, aber auch die Kinder sozialisieren die Eltern. In der Adoleszenz werden solche Prozesse sozialisierender Mentalisierung von vielen Jugendlichen auch erkannt, bewertet, ggf. mit Auflehnung, Ablehnung und auch mit dem Gewinn eines eigenen kritisch-besonnenen Standortes beantwortet. So können durch einen abständigen Blick auf die eigene Sozialisation und ein metareflektierende Analyse ihrer Perspektiven entstehen, die die Qualität von **Metamentalisierungen** haben. Das gelingt umso besser, je bewusster Eltern sich ihrer sozialisatorischen Arbeit waren und selbst aus „exzentrischer Position“ ihre kognitiven und emotional-empathische Erziehungsarbeit sowie ihre Gestaltung des familiären Klimas aus reflektierter Intuition steuern konnten. Die Fähigkeiten zu „sinnlicher Reflexivität“ (*Heuring, Petzold 2003*) und „emotionaler Intelligenz“ (*Goleman 1996; Mayr et al. 2004*) erwachsenen Mitgliedern eines gemeinsamen Sozialisationsprozesses, ihr reflektiertes und metareflektiertes sozialisatorisches Handeln bereitet *fungierend* die anderen, jüngeren Mitglieder der Sozialisationsmatrix auf eigenes Mitwirken an gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen vor. „Emotional intelligente“ Reflexivität und Metareflexivität vermittelt sich in familialen Systemen in Prozessen differenzierter und komplexer Mentalisierungsstile, so dass damit eine „**nachhaltige Sozialisation**“ entsteht, in der die Kulturleistungen eines sozialen System mit ihrem kognitiven und emotionalen Gehalt *generationsübergreifend* weitergegeben werden.

„Das Konzept der leibgegründeten ‚*sinnlichen Reflexivität*‘ ermöglicht sowohl die Idee eines ‚reflexiven Leib-Subjekts‘ als auch der ‚volitionalen Steuerung des emotionalen Lebens‘. Es hat im Hintergrund das Modell einer Verschränkung von wahrnehmend-spürend orientierter Phänomenologie und reflexiv-interpretativer Hermeneutik, die sich durch den Einbezug kulturhistorischer und neurobiologischer Wissensstände als Reflexions- und Narrationsrahmen - der weitausgreifend den leiblich-sinnenhaften Boden nie verliert -, zu einer **Metahermeneutik** übersteigen kann“ (*Heuring, Petzold 2003; Petzold 2000h*).

Besonders bedeutsam ist dies in den sprachsensiblen Phasen vom zweiten Lebensjahr ab, wenn mit der Sprache komplexe Symbolsysteme und kulturelle Inhalte in der kindlichen Sozialisation und den darin stattfindenden Mentalisierungsprozessen weitergegeben werden. Durch Kinderlosigkeit in breitem Rahmen bei kulturtragenden Schichten, ein Phänomen, das sich in den vergangenen Dezennien in vielen europäischen Völkern findet, können gravierende Verluste im „Volumen“ kollektiver Wissensstände eintreten und kann die

Nachhaltigkeit kollektiver Sozialisations- und Enkulturationsprozesse durch das Wegbrechen ihrer familialen Basis beeinträchtigt werden.

Heute wissen wir, dass die Neuroplastizität des menschlichen Gehirns über das gesamte Leben hin Mentalisierungsprozesse zulässt und dabei durchaus auch in Adoleszenz und Erwachsenenleben „sensible Phasen“ anzunehmen sind (*Blakemore, Firth 2006, 164*). Es wird „lebenslanges Lernen“ in Mentalisierungsprozessen als Interaktion von Gehirn und Umwelt möglich. Darum ist es wichtig, sind in der kindlichen Entwicklung Sozialisationsdefizite vorhanden, in späteren Entwicklungsphasen, etwa im Jugendalter, besondere Investitionen vorzunehmen, um Jugendliche auf einen „guten Weg“ zu bringen (*Petzold 2006t*). „Das Gehirn behält seine *Plastizität* – das heißt seine Fähigkeit, sich veränderten Umständen anzupassen und neue Informationen aufzunehmen – bis ins hohe Alter hinein“ (*ibid. 178*). In *Vygotskijscher* Perspektive möchten wir unterstreichen: die ökologischen und sozialen Umweltangebote geben dem Gehirn die Möglichkeit zu mentalisieren.

Mit einem solchen differentiellen, entwicklungspezifischen Mentalisierungskonzept in the „life span“ greift der Integrative Ansatz nicht nur breiter als das Mentalisierungsverständnis von *Fonagy* und *Target* (2003), die unter diesem Begriff die in der Mutter-Kind-Beziehung durch die mütterliche Widerspiegelung von Affekten des Kindes gewonnene Fähigkeit, die mentalen Zustände Anderer und seiner selbst zu erfassen, zu verstehen. Dabei wird von ihnen das Konzept der Mentalisierung als eine zentrale Kategorie für das menschliche Funktionieren im sozialen Umfeld gesehen (dieselben). Vor dem voranstehend entfalteten Konzept einer Mentalisierung in der Tradition von *Vygotskij* und *Lurija* sind die Probleme dieser Konzeptualisierung vielfältig. Die einseitige Mutterzentriertheit und Situierung im Frühbereich der Entwicklung, vor allem aber die *dyadologische* Ausrichtung – die Mutter-Kind-Dyade als Boden des Mentalisierungsverständnisses und seine dominant kognitive Orientierung - scheinen uns fragwürdig. In unserer integrativen Sicht, die wir mit Bezug auf evolutionsbiologische und -psychologische Erkenntnisse (*Buss 2004*), wie sie schon *Brosinskij* (1928) vorbereitet hatte, einer im *dyadologischen* Denken gründenden Bindungstheorie und -forschung entgegen stellen, entwickelten sich Mentalisierungsprozesse in der *polyadischen* Organisation der frühen Hominidengruppen.

Menschen sind von ihrer Evolutionsbiologie her Gruppenwesen, die in „**Polyaden**“, in „Wir-Feldern“ über 82tausend Generationen durch die Geschichte gezogen sind: versammelt um die Beute oder seit ca. 300 000 Jahren ums Feuer, im Kreis sitzend oder tanzend, suchten und gestalteten sie einem Vertrauensraum, der eine gastliche Qualität hatte, ein **konviviales Klima** bereit stellte, das von „**Angrenzungen im Nahraum**“ gekennzeichnet war und Vertrauen, Kohäsion, Sicherheit und eine familiäre Gruppenidentität geschaffen hat. Die Angrenzungen fördernden Affiliationsprozesse haben dieses Klima bestärkt und Ängste abgebaut. Die „zwischenleibliche Interaktion“ und die „polylogische Kommunikation nach vielen Seiten“, war dabei unverzichtbar. Sie pufferte unvermeidbare Reaktanzphänomene (Bedürfnisse von Einzelnen nach temporärer Abgrenzung) und intergrupale Aggressionen ab. Diese frühmenschlichen Polyaden als Großfamiliengruppen (extended family) oder Horden (und ihre Vorformen in prähominiden Primatengruppen) können als Prototyp jeder menschlichen Kleingruppenbildung und der in ihnen ablaufenden **Gruppenprozesse** angesehen werden. Prozesse in Familiengruppen heute sollten auch unter dieser evolutionären Perspektive betrachtet werden. In ihnen fanden Mentalisierungsprozessen und die Ausbildung mikrosozialer Strukturen, einschließlich der Ausbildung von Sprache und Zeitbewußtsein, statt. Familiengruppen sind konsequent temporalisiert als „Konvois“ als Weggemeinschaften durch die Zeit anzusehen. Immer müssen Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft auf dem

jeweiligen Differenzierungsniveau sozialen Zeiterlebens und -verständnisses berücksichtigt werden (Petzold 1981e, 1991o), ein „perspektivisches Hier-und-Jetzt“, das „umgeben“ ist von der familialen/gruppalen *Vergangenheit* – tradiert in Familiengeschichten, die der jeweiligen *Gegenwart* erzählt werden – und jeweils vor dem Horizont der erwarteten, befürchteten, geplanten *Zukunft* der Gruppe. So entsteht und vollzieht sich Familiengeschichte und entstehen aus ihr Entwürfe familialer Zukunft. Das „Wir-Feld“ der Familiengruppe, des Konvois gewährleistet nicht nur die Grundlage materieller Lebens-/Überlebensprozesse in gemeinsamer, lebenssichernder Arbeit, es stellt auch die Basis für die kollektiven Lernprozesse für „komplexes Lernen“ (Sieper, Petzold 2002) als gruppaes „exchange learning“ bzw. „exchange helping“ (Petzold, Schobert, Schulz 1991) in Zonen optimaler Nähe (Vygotskij) bereit. Dieses gründet in nonverbalen und verbalen Interaktionen/ Kommunikationen, die von Spiegelneuronen (Stamenov, Gallese 2002) und Prozessen emotionaler Ansteckung und Differenzierung (coemoting, Petzold 1995g) sowie durch das Imitationslernen am Modell (Bandura 1969) gestützt sind. Dabei werden in den aktuellen Polyaden tradierte Wissensstände aus alten „Wir-Feldern“ *Ressourcen* genutzt, aber auch Ressourcen des Hier-und-Jetzt-Kontextes wie wechselseitige Stütze, Trost, Anregung, Rat, Besänftigung usw. Auf diese Weise können intragruppale und extragruppale *Belastungen* (Angriffe von Feinden, Rivalitäten, Streit, Abwertung, Ausgrenzung etc.) bewältigt werden. Die Gruppe minimiert Risikofaktoren und generiert Schutzfaktoren, wodurch für den Einzelnen wie für die Gesamtgruppe Resilienz, Widerstandfähigkeit ausgebildet werden kann (Petzold, Müller 2004c) und pathogene und salutogene Einflüsse in der und durch die familiäre Gruppe reguliert werden. Gruppen unterliegen als soziale Systeme dynamischen Regulationsprozessen zwischen Individuum, Subgruppen und Gesamtgruppe sowie dem gegebenen Kontext und all diese Faktoren sind zu berücksichtigen<sup>2</sup>.

### 3. Mentalisierungsprozesse in Polyaden – eine evolutionspsychologische Perspektive

Nicht aus Dyaden, aus **Polyaden** gingen Mentalisierungen in der Hominisation hervor (Petzold 2005t, Petzold, Orth 2005). Es waren Gruppenprozesse, die Sprache und Symbolsysteme entstehen ließen (Buss 2004; Barkow et al. 1992; Li, Hombert 2002; Richerson, Boyd 2005). Sprache entstand aus den Polylogen (Petzold 2002c) gruppaes „Wir-Felder“ mit hoher kommunikativer Dichte (Dunbar 1998), nicht aus Zweiergesprächen. Die Fokussierung auf die Dyade in der psychoanalytischen Entwicklungstheorie und klinischen Praxis der Analyse (mit dem Übertragungs-/Gegenübertragungsmodell) und in etwas anderer Ausprägung auch in der humanistischen Psychotherapie (bei den Anhängern von Rogers und von Perls' Gestalttherapie mit Bubers Ich und Du) müsste sorgfältig diskursanalytisch und genealogisch (Foucault) auf sein Herkommen und auf Gründe für das Übergehen der so offensichtlichen Gruppenorientierung von Menschen untersucht werden. Als Hypothese sei

---

<sup>2</sup> In modernen therapeutischen Gruppen und den in ihnen stattfindenden Gruppenprozessen (Orth, Petzold 1995) - auch und gerade in der Familientherapie (Petzold, Josić, Erhardt 2003/2006) – treten bei all diesen Beziehungskonstellationen (TherapeutInnen und Subgruppen bzw. Gruppe und Kontext) Phänomene wie affilialer Stress, negative Reaktanz, Übertragungen/Gegenübertragungen, Widerstände, Abwehr als klinische Phänomene auf, aber auch andere Interaktionsdynamiken: Konfluenz, Kontakt, Begegnung, Beziehung, Bindung, Abhängigkeit. Weitere Dynamiken haben mit Rollen und Positionen/Status (Heuring, Möller 2004), Geschlechterverhältnissen, mit Gender- oder Altersfragen zu tun (Petzold 1998h, 200a) und mit familialen Konflikten wie Geschwister- und Eltern-Kind-Konflikten, denen unterschiedliche Motive und Ziele zu Grunde liegen können (idem 2003b), die aufgelöst werden müssen, um tragfähige Kooperationen zu erreichen, kokreative Entwicklungen in Gang zu bringen.



nur angedeutet, dass in dieser Ausrichtung wohl ein kryptoreligiöser Diskurs zum Tragen kommt: die Idee des Dialoges des Menschen mit Gott oder des Rufes Jahwes an den Menschen: „*Ich* habe *Dich* bei Deinem Namen gerufen!“ Dieses mächtige, über Jahrtausende das Leben jedes Juden (und auch Christen) bestimmende Paradigma der persönlichen *dialogischen* Beziehung zu *einem* Gott, dass wir in dieser Form weder in Pantheonreligionen (z. B. im Hinduismus oder im Shinto) noch im Daoismus oder im Buddhismus finden, hat u. E. die westliche Psychotherapie – Freud sah ja die Psychoanalyse als „Nachfolgerin der Seelsorge“ (Freud, Pfister 1980), die Mehrzahl der Analytiker der Gründerzeit stand im Diskurs des Judentums - nachhaltig bestimmt. Es hat - das ist unsere These (Petzold, Orth 1999) - mit einer gewissen Sakralisierung der *dyadischen* therapeutischen Beziehung, einer Seelsorgebeziehung gleich, die psychotherapeutischen und bindungstheoretischen Konzeptualisierungen in die Irre geführt. Die Öffnung der Dyade im psychoanalytischen Diskurs führt in die großen Probleme des ödipalen Dreiecks - Polyaden sind in der Konzeptualisierung erst gar nicht vorgesehen.

Dagegen steht das evolutionsbiologische Faktum der Hominisation in Polyaden und der entwicklungspsychobiologische Befund, dass - bei aller Wichtigkeit der Mutter-Kind-Beziehung - Säuglinge sich schon früh auf mehrere Menschen ausrichten können, von mehreren Caregivern gepflegt und aufgezogen werden können und in *extended families*, wie wir sie bei den frühen Hominiden und anderen Primaten finden, auch aufgezogen wurden. Weiterhin ist festzustellen, dass Kleinkinder und Kinder ausgesprochene Gruppenwesen sind und in Gruppen Lernen und Menschen sich über ihr gesamtes Leben hin in sozialen Gruppen, Netzwerken, Konvois bewegen. Dafür sind sie offensichtlich bestens durch die evolutionären Lernprozesse und ihre cerebrale Organisation ausgestattet.

Deshalb favorisieren wir in der Integrativen Therapie in wichtigen Bereichen der Konzeptualisierung *systemische Positionen* (Petzold 1974j), die den *familialen Polyaden* und den *Polyaden der sozialen Netzwerke und Konvois* mit den in ihnen stattfindenden *Polylogen* zentrale Bedeutung zuweisen und diese als Matrixmilieus für *dialogische* Beziehungen ansehen. *Dialogtherapeutische Praxis* in Dyaden und *polylogtherapeutische* in Polyaden, in *Netzwerken* (Hass, Petzold 1999), haben damit beide ihre Wichtigkeit. Dabei darf nicht übersehen werden, dass auch in der Mehrzahl der dyadischen Situationen – TherapeutIn und KlientIn arbeiten „*einzeltherapeutisch*“, will meinen „*dyadisch*“ – durch die Thematisierung anderer Personen und Beziehungen diese „*mental*“ auf den Plan treten und damit „*virtuell*“ anwesend sind. Auch damit stellen wir uns gegen eine verkürzende dyadologische Interpretation der therapeutischen Situation (Petzold, Josić, Erhardt 2003) und der Auffassung einer dyadischen Entstehung von Mentalisierungsprozessen, wie sie *Fonagy* und seine Gruppe vertritt.

Uns ist dabei bewusst, dass wir uns damit gegen höchst einflussreiche Mainstreamorientierungen stellen – die psychoanalytischen, tiefenpsychologischen und viele der humanistischen (*Moreno* muss man hier herausnehmen) -, dass aber mit dem systemischen Paradigma und dem sozialbehavioralen (dem viele VerhaltenstherapeutInnen folgen) auch andere Mainstreampositionen im Felde der Psychotherapie vorhanden sind, die diesen dominanten Dyadologismus nicht vertreten, den wir der „*Mythenbildung*“ in der Psychotherapie zurechnen (Petzold, Orth 1999, 2004b).

Ich möchte für diese Position folgende evolutionspsychologische Argumentation vortragen: Die Menschen und Menschengruppen hatten in den über 80tausend Generationen ihres Überlebenskampfes in komplexen – zuweilen risikoreichen, problematischen, zuweilen ressourcen- und chancenreichen – Kontexten ein permanentes *Suchverhalten*, eine explorative Neugier entwickeln müssen, die zu ständigen Überschreitungen von Habitatsgrenzen führte,

weil sie lebensnotwendig waren. Dieser ursprüngliche Antrieb, „zu suchen um zu überleben“ (sensu Darwin) führte auch zu Prozessen der „Mentalisierung“, das ist die Ausbildung reflexiver, koreflexiver, ja metareflexiver Fähigkeiten des *mens* (*mind*, Geist). Darunter verstehe ich ein *Synergem* kognitiver, emotionaler und motivational-volitiver Schemata und Stile, die sich in den Prozessen der konkreten *Weg-Erfahrungen* als das *gemeinsame, leibhaftige Erfahren von Welt* herausgebildet haben. Die Konzeption von Fonagy hat m. E. das „leibliche Moment“ (Merleau-Ponty) und das „soziale Moment“ (Moscovici) unzureichend berücksichtigt. Das gemeinsame, transversale Durchziehen von Landschaften, das Erleben von Geschehnissen „mit allen Sinnen“ und im „gemeinschaftlichen Austausch“ und „Praxishandelns“ kam es zu fortschreitenden „Mentalisierungen“ des Erlebten und Erfahrenen und *gemeinsam* Aufgenommenen/Verarbeiteten, was im „Nachsinnen, Nachdenken“ über durchmessene *Wegstrecken* und im „Vorstellen“, in der antizipatorischen „VorWEGnahme“ der noch zu durchwandernden Strecke, ihrer ko-mental *Bewertung* auch zu einem Zeitbewusstsein führte. Alle „höheren Funktionen“ Der „Wegcharakter des menschlichen Lebens“ und das Begreifen des „Lebens als Suchbewegung“ als topologische Suche im Gelände, im Terrain, in den bekannten Regionen und in den Territorien jenseits der vertrauten Räume führt im persönlichen und gemeinschaftlichen Erfassen und Verstehen in den Prozesse der *Mentalisierung*, d. h. der mentalen *Vorstellung* und des *Durcharbeitens* des sinnhaft Aufgenommenen und seiner Ausgestaltung durch das *Nachdenken, Überdenken, Reflektieren, Koreflektieren* oder durch entwickelnde Phantasie zum Begreifen des Phänomens der „*mental* Welt“ – der individuellen wie der kollektiven (Moscovici 2001; Petzold 2003b; Brühlmann-Jecklin, Petzold 2004). Das geschieht durchaus in genderspezifischer Sicht: das maskulin-exploratorische Entdecker-, Jäger-, Kriegerverhalten in Fernräumen führte überwiegend zu „Stilen“ *offensiver Mentalisierung* und *proaktiv-offensiven Handelns*, die kommunikativen, sorgend-pflegenden, kultivierenden Aktivitäten der Frauen im Nahraum als *Konvivialitätsraum* (Orth 2002) führte vorrangig zu „Stilen“ *sensibler Mentalisierung* und *protektivem Handeln*. Auch wenn beiden Geschlechtern beide Mentalisierungsformen zur Verfügung stehen und sie sie nutzen können, kann man doch von einer gewissen Dominanz geschlechtsspezifischer *Mentalisierungsstile* sprechen, es sei denn sie würden durch gezielte Bewusstseinsarbeit flexibilisiert (Petzold 2005t). Es wird dann auch deutlich, was es menscheitsgeschichtlich bedeutete, als das *Suchen* der Hominiden begann, sich auch in die durch die Mentalisierungen entstandenen „Welten der Phantasie“, in die „Gedankenwelten“ auszudehnen (das war konsequente Folge des Transversalitätsprinzips), wie es etwa das Aufkommen neolithischer Kunst (Brosinsky 1995; Benz-Zauner 1995; Roussot 1997) und differenzierteren Werkzeuggebrauchs in Europa seit dem Jungpaläolithikum – 40 000 – 12.500 Jahre vor unserer Zeitrechnung – dokumentiert. Es entstanden über die gesamte Zeit der Entwicklung menschlicher Kulturen und Zivilisationen durch *transversale* Suche nach Wissen und Erkenntnis *Wege* in „Welten des Wissens“, „*Wege* der Forschung“ und „*Diskurse* wissenschaftlicher Disziplinen“<sup>3</sup> durch eine zunehmende Virtualisierung der bis hin zu den Datenautobahnen im Global Net. Die *landscapes* wurden „*brainscapes*“ und diese generierten „*netscapes*“. Damit sind *transversale Wege* und Prozesse der *Mentalisierung* nicht voneinander zu trennen.

Alles von den frühen Hominiden auf ihren *WEGEN* persönlich und gemeinschaftlich *Wahrgenommene* und alles *Erfasste* sowie alles im gedanklichen Verarbeiten *Verstandene*, was die Welt – persönlich und gemeinschaftlich – *erklärbarer* machte, konstituiert Prozesse, die wir insgesamt als Prozesse *interaktiver Mentalisierung* bezeichnen, interaktiv, weil sie in der Auseinandersetzung mit den Gegebenheiten der Lebenswelt, ihrem ko-

<sup>3</sup> Lat. *discursus* = das Sichergehen über etw., das Auseinander- bzw. Umherlaufen.

mentalen Erfassen und Bewerten erfolgt. Sie führen – ontogenetisch betrachtet – zu persönlichen und auf der kollektiven Ebene – im phylogenetischen Geschehen – zu kollektiven Symbolsystemen und Wissensständen, an denen das Individuum partizipiert und durch die die Welt und das Subjekt selbst zu einer *Wirklichkeit* werden. *Mentalisierung* konstituiert *Realität* als in **Polyaden** geteilte, als persönlich und sozial *repräsentierte* (Moscovici), d. h. als **menschliche Wirklichkeit**“ (Petzold 1988t).

Damit entstand eine Grundstruktur: das sich im jeweilig gegebenen *Realen* erlebende Subjekt streckt sich aus nach einem *Noch-nicht-Realen/Realisierten*, das als Imaginäres, Vor-gestelltes, ggf. symbolisch Repräsentiertes virtuell anwesend ist, aber nach Realisierung drängt:

»Unter **Mentalisierung** verstehe ich aus der Sicht der Integrativen Therapie die *informationale Transformierung* der konkreten, aus extero- und propriozeptiven Sinnen vermittelten Erlebnisinformationen von erfahrenen Welt-, Lebens- und Leibverhältnissen, die Menschen aufgenommen haben, in *mentale Information*. Die Transformierung geschieht durch *kognitive, reflexive* und *ko-reflexive* Prozesse und die mit ihnen verbundenen Emotionen und Volitionen auf *komplexe symbolische Ebenen*, die Versprachlichung, Analogisierungen, Narrativierungen, Mythenbildung, Erarbeitung vorwissenschaftlicher Erklärungsmodelle, Phantasieprodukte ermöglichen. Mit fortschreitender mentaler Leistungsfähigkeit durch Diskurse, Meta- und Hyperreflexivität finden sich als hochkulturelle Formen *elaborierter Mentalisierung, ja transversaler Metamentalisierung* künstlerisch-ästhetische Produktion, fiktionale Entwürfe, wissenschaftliche Modell- und Theorienbildung sowie aufgrund geistigen Durchdringens, Verarbeitens, Interpretierens, kognitiven und emotionalen *Bewertens* von all diesem die Ausbildung ethischer Normen, die Willensentscheidungen und Handlungen regulieren können. Prozesse der *Mentalisierung* wurzeln grundsätzlich in (mikro)gesellschaftlichen Ko-respondenzprozessen zwischen Menschen, wodurch sich individuelle, *intramentale* und kollektive, *intermentale* „Repräsentationen“ unlösbar verschränken (Vygotskij, Moscovici, Petzold). Je komplexer die Gesellschaften sind, desto differenzierter werden auch die *Mentalisierungen* mit Blick auf die Ausbildung komplexer Persönlichkeiten und ihrer Theorien über sich selbst, ihrer „theories of mind“. Und desto umfassender wird die Entwicklung komplexer Wissenschaftsgesellschaften selbst mit ihren Theorien- und Metatheorien neuro- und kulturwissenschaftlicher Art über sich selbst: *Hypermentalisierungen*. Es entstehen auf diese Weise permanente Prozesse der *Überschreitung* des Selbst- und Weltverstehens auf der individuellen und kollektiven Ebene, eine *transversale Hermeneutik und Metahermeneutik* als unabschließbarer Prozess (Petzold 2000h)«.

Durch **Mentalisierung** auf der kognitiven, emotionalen und volitiven Ebene entwickelte sich **auf dem Weg** der Menschen durch die Evolution über die Jahrtausende der menschliche Geist in immer komplexerer Weise, dieses hohe Vermögen der Intelligenz, Vernunft, Geistigkeit. Es entstand „mind“, die Theorie eines anderen *mind's* (theory of mind) eines eigenen *mind's* (*theory of my mind*) und eines „*mind*ing of mind“. Es ist hier keineswegs nur von einem kognitiven Geschehen auszugehen. „*Mind*“, „*Mentales*“ greift weiter als „Geist“. *Mind* bedeutet „*Sinn, Gemüt, Herz*“ (Muret Sanders e-Großwörterbuch Englisch, Langenscheidt 2005). Neben kognitiven Qualitäten sind auch perzeptive, emotionale, volitive und ästhetische in dem Begriff einbezogen. **Mentalisierung**, wie sie als eine „höhere Funktion“ (im Sinne von Vygotskij und Lurija) der menschlichen Geisteskräfte ausgebildet wurde, hat die Möglichkeit komplexer Phantasie und Virtualität erschlossen, wie sie sich schon in der neolithischen Kunst zeigt.

Natürlich finden *Mentalisierungsprozesse*, wie erwähnt, auch in der Ontogenese jedes Menschen statt und zwar in fortlaufenden Entwicklungsprozessen. Menschen sind durch Spiegelneuronen (Stamenov, Gallese 2002), die Prozesse des Imitationslernen ermöglichen, für die Ausbildung der Fähigkeit, mentale Zustände Anderer zu erfassen, ausgerüstet. Dabei spielen die frühen *zwischenleiblichen Erfahrungen* eine wesentliche Rolle, die vom zwischenleiblichen Mitschwingen zwischen *caregivern* und *infants* ausgehen, zu einfachen Formen des „*affect attunements*“ (Stern 1985), der emotionalen Angleichung bei älteren Säuglingen und Kleinkindern führen, bis zu komplexeren kognitiven Leistungen, in denen das Kind weiß, was der andere denkt und will. Experimente mit Kleinkindern haben aufgezeigt,

dass sich die Fähigkeit zur Ausformung einer kognitiven *Theory of Mind* (TOM) erst im Alter von zwei bis drei Jahren entwickelt. Wenn die Forschergruppe um *Fonagy* (et al. 2004) damit aber kognitive Entwicklungsmomente für die Mentalisierung betont, so vereinseitigt sie die Sicht auf eine differentielle Entwicklung, die nach unserer Auffassung eine Konzeption von „*life span mentalization*“ (*Petzold* 1982c) mit unterschiedlichen Mentalisierungsstadien (und zwar nicht nur in der Kleinkindzeit sondern auch in der Pubeszenz/Adoleszenz, idem 2006t) bis ins Senium erfordert. Außerdem bedeuten kognitive Mentalisierungen, wie sie im Kleinkindalter mit "False-Belief"-Experimenten untersucht wurden nicht, dass nicht schon zuvor auf einer zwischenleiblichen Ebene Vorläuferformen von einer TOM vorhanden sind, denn Säuglinge nehmen sehr wohl die Stimmungen ihrer Caregiver wahr. Auch sind ja seit *Premack* und *Woodruffs* (1978) Arbeiten zur Frage „Does the chimpanzee have a theory of mind?“ immer mehr Befunde für Metarepräsentationen bei verschiedenen Primaten gefunden worden (*Hampton* et al. 2004), die sich sicherlich auf die kollektive, hochkommunikative Lebensform dieser Tiere zurückführen lassen. Die integrative Auffassung sieht TOM als die in Interaktionen der familialen Polyade gewonnene Fähigkeit, eigene und fremde psychologische Zustände im eigenen *mentalen* System in altersabhängiger Komplexität zu repräsentieren. TOM umfasst dabei Wahrnehmungsmöglichkeiten, emotive und volitionale Momente neben den kognitiven, Fähigkeiten, die sich in Richtung von **Metamentalisierungen** entwickelt, welche **Metakognitionen** (*Flavell* et al. 1977; *Flavell* 1979) ermöglichen, weiterhin **Metaemotionen** (Gefühle zu Gefühlen, d. h. in Appraisal-Prozessen reflektierte und in Valuation-Prozessen bewertete Gefühle: vgl. *Bottenberg* 1991; *Bottenberg, Dassler* 1997; *Reisenzein* et al. 2003; *Salovey* et al. 1990, 1995) und schließlich auch die Ausbildung von **Metavolitionen** (erfahrenes und reflektiertes Wollen, *Petzold, Sieper* 2006). Die in Familien transportierten kognitiven, emotionalen und volitionalen Qualitäten und Stile stellen den Boden für Mentalisierungen und Metamentalisierungen bereit (vgl. *Gottman, Katz, Hooven* 1997). Derartige Qualitäten werden als Familienatmosphären verinnerlicht, mnestisch archiviert und imprägnieren die erinnerten Szenen und Dramen aus der Familiengeschichte, d. h. die „im Kopf“ mental repräsentierte Familie.

#### **4. Familie als Personen-Netzwerk und als „mentale Repräsenstation“ von affilialen Kognitionen, Emotionen, Volitionen und „zwischenleiblichen Erfahrungen“**

Bindungen in (Groß)familiengruppen als polyadischen Überlebensgemeinschaften von Primaten sind unter evolutionstheoretischer Perspektive wohl die Grundlage allen Bindungsverhaltens. Der Einzelmensch hatte keine Überlebenschance. Er brauchte *die* (plur.) anderen „Zugehörigen“ in den Prozessen wechselseitiger Unterstützung und Sicherung des Fortbestandes der (eigenen) Gruppe. Weil diese In-Group Basis des Überlebens für jedes Gruppenmitglied war, waren tragfähige Zugehörigkeitsqualitäten für alle lebenswichtig. Aus diesem Zugehörigkeitsprinzip – in der Sozialpsychologie Affiliation genannt (*Stroebe* et al. 2003) – gingen viele soziale Mechanismen hervor wie Altruismus, Scham, Schuld etc., worauf schon verwiesen wurde (*Petzold* 2003d). Bis heute sind Menschen von solchen grundlegenden, evolutionsbiologisch herausgebildeten Mustern bestimmt – von „evolutionären Narrativen“ –, und eines der wesentlichsten besteht im Zugehörigkeitsstreben und der Anschlußsuche des Einzelwesens an menschliche Gruppen und Gemeinschaften in Aktualisierung des archaischen familialen Zugehörigkeitsprogrammes. Wir nennen dieses das „*Affiliationsnarrativ*“.

*„**Affiliation** ist das intrinsische Bedürfnis des Menschen nach Nähe zu anderen Menschen in geteiltem Nahraum, zu Menschengruppen mit Vertrauensqualität, denn die wechselseitige Zugehörigkeit ist für das Überleben der Affilierten, aber auch der Affiliationsgemeinschaft insgesamt, grundlegend: für die Sicherung des Lebensunterhalts, für den Schutz gegenüber Feinden und bei Gefahren, für die Entwicklung von Wissensständen und Praxen, die Selektionsvorteile bieten konnten. Mit diesem **Affiliationsnarrativ** als Grundlage der Gemeinschaftsbildung konnten die Hominiden gesellschaftliche und kulturelle Formen entwickeln, die sie zur erfolgreichsten Spezies der Evolution gemacht haben. Ihre Basis ist das ursprüngliche familiäre Zusammenleben der frühen Hominiden bzw. der nicht-humanen Primaten“ (Petzold, Müller 2003).*

In diesen Affiliationsprozessen und Affiliationsgemeinschaften kommen spezifische Mechanismen zum Tragen und auch andere Narrative. Genannt sei das „**Reaktanznarrativ**“.

*„**Reaktanz** ist das intrinsische Bedürfnis nach Kontrolle und Selbstbestimmung über das eigene Leben, nach einem ungeteilten Eigenraum, d. h. eine hinlängliche Unabhängigkeit von und Eigenständigkeit gegenüber affilialen Banden, die die Möglichkeit zur Entwicklung einer Persönlichkeit mit einer gewissen Eigenständigkeit im Affiliationsraum – mit ihm, durch ihn und gegen ihn – gewährleistet und Eigennutz ggf. dem Gemeinnutz entgegenstellt“.*

Das scheinen wesentliche und grundlegende Bedürfnisse des Menschen zu sein, die sowohl im täglichen Leben von Familien, als auch in anderen Polyaden mit Nahraumqualität (Freundes-, Schul-, KollegInnen-, Therapiegruppen) ihre Gültigkeit haben und zur Wirkung kommen. Es sei noch eine andere Tendenz zwischen Menschen erwähnt, die **Hostilität**, die mehr ist als bloß verschärfte Reaktanz, und oft mit verschiedenen motivierten und sich unterschiedlich ausdrückenden Formen von Aggression und Gewalt verbunden ist (Petzold 2003c, 2006h, Bloem, Moget, Petzold 2003). Diese aggressive **Hostilität** richtet sich sehr oft gegen Nicht-Affilierte, Out-Group-Personen, Fremde, Andersartige, die als Bedrohung für den eigenen Fortbestand oder als Konkurrenz um Weibchen, Ressourcen, Territorien erlebt werden und deshalb verdrängt, ausgegrenzt, vertrieben oder unterjocht und oft auch vernichtet werden. Für die betroffenen Menschen ist das eine erhebliche Bedrohung und erzeugt „affilialen Stress“:

*„**Affilialer Stress** entsteht bei allen Formen der Ausgrenzung von Menschen aus Nahraumverhältnissen (Familien, Verwandtschaften, Freundschaften, Nachbarschaften, Kollegialitäten) und weiterhin durch alle Formen der Verletzung, des Liebesentzugs, der Demütigung und Entehrung, des Missbrauchs und der Misshandlung in Affiliationsverhältnissen. Solche „Beziehungsbelastungen“ werden besonders bei 'starken' Affiliationen ein psychophysiologischer Stressfaktor erster Ordnung“ (Petzold 2000h).*

„Affilialer Stress“ kann zu „Hyperstress“ mit allen Zeichen, Wirkungen, Auswirkungen und Folgen solcher psychophysiologischer Prozesse – man findet sie in den Traumaerfahrungen des „man made disaster“ (Petzold, Wolf et al. 2000), bei ethnischen und religiösen Verfolgungen und Pogromen (Petzold 1996j), Vertreibungen, Misshandlungen, bei Akten extremer Fremdenfeindlichkeit oder bei Arbeitsplatzhostilitäten, die teilweise unter dem Begriff „mobbing“ laufen (Petzold, Müller 2005). Er kann aber auch in der Familie entstehen z. B. bei hohen normativen Orientierungen (Familienehre), die bei ihrer Verletzung oder Missachtung zu Ausgrenzung, Bestrafung, Misshandlung, Tötung (Ehrenmord) führen kann. Das „schwarze Schaf“ einer Familie, der „Aussenseiter“ kann Stressbelastungen von pathogener Intensität erfahren, familiäres Mobbing, das ihn krank machen kann, weil es seine psychophysiologische Regulationsfähigkeit überfordert, denn:

*Affiliationsprozesse* gründen in einer genetisch disponierten **Regulationskompetenz** für Nähe-Distanz-Regulation, die indes durch Enkulturations- und Sozialisationsprozesse mit Lebensalter-, Gender-, Ethnie-spezifischen *Schemata/Narrativen/Scripts* der Annäherung und Abgrenzung, der freundlichen Gesellung und der feindseligen Ablehnung, der Nähetoleranz und der Reaktanz einschließlich der damit verbundenen verbalen und nonverbalen Kommunikationsmuster und Rituale usw. geformt werden. Diese bestimmen soziokulturelle Eigenarten von Affiliationsverhalten in seinen faktischen, interaktionalen Inszenierungen, prägen die „**affiliale Kompetenz und Performanz**“, das „**affiliale Potenzial**.“ (d. h. Offenheit und Bereitschaft für Affiliationen) und die „**Affiliationsarbeit**“ von Subjekten in ihren Bemühungen, Beziehungen zu leben und zu gestalten, nachhaltig. Sie beeinflussen auch die „**Selbstaffiliationen**“, die das Resultat gelungener oder misslingender **Affiliationsprozesse** mit ihren **Affiliationsqualitäten** in familialen und anderen sozialen Netzwerken/Konvois sind. Auf Grund der Mentalisierung solcher Prozesse und Qualitäten, ihrer Internalisierung, entstehen Selbstwert- oder Wertlosigkeitsereben, wird der „Selbstbezug“ eines Menschen zu sich selbst, seine innere „Gefährtschaft“ (*Mead*) mit sich selbst ausgebildet und gestalten sich seine Beziehungsmuster zu Polyaden und in ihnen« (ibid.).

„**Selbstaffiliation**“, „**Selbstwerterleben** sind komplexe Konstrukte, Synergeme. Sie umfassen erlebte emotionale Dimensionen, „*Selbstwertgefühl*“ (*valuation*), und erfasste kognitive „*Selbsteinschätzung*“ (*appraisal*) sowie erlebtes Wollen, „*Selbstwirksamkeit*“ (*volitional selfefficacy*). Wie alle komplexen Kognitions-Emotions-Volitions-Muster werden ganzheitlich als „Synergeme“ **erlebt** (deshalb Selbstwerterleben) und müssen als Entwicklungsprozesse in sozialen Netzwerken/Konvois über die Lebensspanne hin betrachtet werden. Sie sind mit *lebensaltersspezifischen*, kulturabhängigen und damit genderspezifischen kognitiven und emotionalen Bewertungsparametern verbunden. Deshalb muss eine Theorie der Selbstaffiliation bzw. des Selbstwerterlebens unter einer *lifespan developmental perspective* für unterschiedliche Entwicklungsniveaus und -kontexte konzipiert werden (der erlebte Selbstwert einer babysittenden Schülerin und einer jungen Mutter mit ihrem Kleinkind auf dem Spielplatz werden sich erheblich unterscheiden). Auch in der Familienarbeit kann man daher für unterschiedliche Altersebenen nicht von *einer* Auffassung von Selbstwerterleben ausgehen, sondern man muss herausarbeiten, in welchen sozialen Konstellationen und unter welchen Bewertungsparametern einzelnen Familienmitgliedern Wertschätzung attribuiert und in den praktischen Lebensvollzügen konkret entgegengebracht wird, so dass entsprechende, positive Selbstattributionen und innerliches Selbstwerterleben sich stabil verankern können bzw. warum das nicht möglich ist (weil etwa keine Familienkultur der Wertschätzung generell oder spezifisch – etwa Frauen gegenüber – als *mentale Repräsentation* und *vollzogene Lebenspraxis* vorhanden ist). Nur auf der Grundlage eines Assessments einer solchen Familienkultur und der diagnostischen Einschätzung ihrer Folgen kann man zu adäquaten Interventionen kommen.

Das sind komplexe Theorien, die hier nur kurz angerissen werden konnten, in ihren kompakten Aussagen aber unsere Konzeptbildung und Positionen sowie Praxisperspektiven verdeutlichen (vgl. *Petzold, Müller 2003*).

Vor dem bis hierhin entfaltenen Verstehenshintergrund ist die „Integrative Familienarbeit“ in sozialpädagogischer und therapeutischer Ausrichtung zu sehen. Sie erfordert sorgfältige Beobachtungen des aktuellen Verhaltens in familialen „Personen-Netzwerken“ - keine Aufstellungsmagie (*Hellinger*). Sie muss Affiliationsqualitäten und -muster und ihre Auswirkungen in der jeweiligen Familie untersuchen, wie sie sich in den alltäglichen Interaktionen und in Belastungssituationen *real* inszenieren, aber auch *mental* im Denken, Fühlen und Wollen der Familie und ihrer Mitglieder präsent sind. Das erfordert den Versuch,

die „mentalen Repräsentationen“ der Familie „in den Köpfen“ der Familienmitglieder zu erfassen. Da diese aber historisch gewachsen sind (wie natürlich das offene Verhalten auch) wird dazu eine „Arbeit an der Familiengeschichte“ unerlässlich. Es werden dafür Formen *narrativer Biographiearbeit* (Petzold 2001b) wichtig – in der Kindertherapie (Petzold 1987a, 1995a,b) wie in der Arbeit mit Erwachsenen (Petzold, Orth 1985) oder mit alten Menschen (Petzold, Müller 2005). Das vollzogene Familienleben, seine Geschichte und Gegenwart und die in ihr produzierten Zukunftsentwürfe und -visionen (Pläne, Hoffnungen, Befürchtungen) gründen letztlich im Boden „**zwischenleiblicher Erfahrungen**“. Mit Blick auf die Evolutionsgeschichte ist evident: Menschen lebten in familialen Verbänden bzw. in Horden, d. h. kleinen Gruppen umherschweifender Wildbeuter in Nahraumbeziehungen. An den Schlafstätten (besonders in klimatisch rauheren Gebieten und in südlichen Regionen bei der Nachtkälte) schliefen die „nackten Affen“ (Morris 1998) eng aneinander gekuschelt. Zwischenleibliche Kommunikation, Zärtlichkeit, Pflege in der Gruppe bestimmten das Miteinander, wie wir es auch in uns genetisch nahestehenden Primatengruppen (98, 6% genetischer Gemeinsamkeit z. B. mit den Bonobos, de Waals 1998; Fouts 1998) beobachten können oder bei bestimmten Naturvölkern heute noch. Aus der Primatenforschung wissen wir, dass das Maß an intimer nonverbaler Kommunikation (*grooming activity*) bei verschiedenen Primaten offenbar mit der Gehirnentwicklung korreliert (Dunbar 1998) und die nonverbale, zwischenleibliche Interaktion von Säugling/Kleinkind und seinen Caregivern (also nicht nur der Mutter) für eine gesunde Entwicklung notwendig ist, indem in *sensiblen Phasen* Umweltantworten von hoher „Passung“ erfolgen müssen und ihr Fehlen zu defizitären Entwicklungen führt. Für solchen Erfahrungen der Nähe, sind die Humanprimaten durch die Nacktheit gut ausgestattet. Durch den Wegfall der Schuppen- bzw. Hornschuppen bei Fischen und Reptilien konnte bei den Säugetieren die ganze Haut ein *multisensorisches Sinnesorgan* werden, das mit den übrigen Sinnesqualitäten über Projektionsbahnen im Cortex in ganzheitlicher Verbindung steht. Die Nacktheit der Menschen, ihre zarte, hochsensible Haut steigerte diese Möglichkeit noch gegenüber den Fellträgern, besonders in der wechselseitigen Berührung und der damit einhergehenden Interaktion/Kommunikation, die zur Ausbildung des Cortex wesentliche Voraussetzungen bot. Mit der Entwicklung des Cortex als gigantischer Speicherzentrale für multisensorische Information und seiner wachsenden Kapazität durch vermehrte Faltenbildung kommt es zur immer differenzierteren Ausbildung von dem, was in der Integrativen Therapie als „**informierter Leib**“ (Petzold 1988n, 2002j) bezeichnet wird, der nicht nur überwiegend durch „Aussenweltinformation“ bestimmt ist, sondern auch von „Binnenrauminformationen“, weil er sich mit sich selbst beschäftigt. Er verarbeitet Informationen aus dem intraorganismischen Bereich, etwa „*movement produced information*“ (idem 2002j), die in der Eigenbewegung entstehen. Die spielerische Phase in Jungtiergruppen, die bei den höheren Säugetieren, vor allen bei den Prädatoren (z. B. Hunde, Katzen) zu beobachten ist, kann als Lernphase der Hirnrinde durch die sowohl exterozeptiv als auch propriozeptiv eingehenden Informationen verstanden werden. Beim Humanprimaten sind die Eltern in diese Spiele intensiv einbezogen und dauert der Entwicklungsabschnitt, der spielzentriert ist, über die gesamte lange Kindheit bis in die Adoleszenz. Damit wird auch die Spielkultur einer Familie, ihr spielerisches Miteinander archiviert und geht in die mentalen Repräsentationen in Form von Szenen, Szenenfolgen, Szenenentwürfe mit ihren Atmosphären ein. Die als Scripts und Szenengeschichten ermöglichen auch szenisch-atmosphärische *Antizipationen* und auch die werden mental archiviert – im Gedächtnis von Einzelpersonen wie im „kollektiven Gedächtnis“ der familialen Gesamtgruppe, ihren geteilten Erinnerungsständen. Diese z. T. komplexen Materialien erfordern deshalb differenzierte Verstehensprozesse, eine Hermeneutik des Szenisch-Atmosphärischen wie des Narrativen,

der Familienerzählungen als Niederschlag gemeinsamen Erzählens (idem 1988 a, b, 1991a, 2001b), die die aus Beobachtungen gewonnenen oder in diagnostischen Experimenten evozierten, mit projektiven oder semiprojektiven Bildern (Müller, Petzold 1998) und anderen kreativen Medien erschlossenen Materialien auswertet. Dadurch werden Einflüsse der *Enkulturation* aus dem übergeordneten Kulturraum, der *Sozialisation* aus den näherliegenden Sozialbezügen und der *Ökologisation* als Einflüsse von Wohnung, Quartier, Landschaft (Petzold 2006j) auf die Familie und die dadurch hervorgebrachte „Familienkultur“ in ihren Problemen, Ressourcen und Potenzialen, ihren funktionalen und dysfunktionalen Prozessen erfasst. So werden die Informationen gewonnen, die für die Familie und für ihre Begleiter, Berater, TherapeutInnen für etwaige Veränderungen erforderlich sind. Den Stilen des *Denken*, *Wollens*, *Fühlens*, *Hansdelns* in Familien als zentralen Momenten der Familienkultur gilt es besondere Aufmerksamkeit zu schenken, Stilen wie Offenheit und Verschlossenheit, des Umgangs mit Macht, mit Schuld, mit Scham mit Unrecht und Gerechtigkeit (Petzold 2003d) – zentrale Themen familialer Kultur.

Greifen wir das Thema Wollens heraus, die familiäre „*Willenssozialisation*“ durch das Bereitstellen von Imitationsmodellen für das Wollen oder durch kovolutive Prozesse im Vollzug gemeinsamer Willenshandlungen. Eltern und ältere Geschwister zeigen in ihren Willenshandlungen, wie das Wollen funktioniert, was man durch bewusste *Willensentscheidungen* und willentliche Ausdauerleistung, *Willenskraft*, erreichen kann. Sie binden das Kind immer wieder in gemeinsame Spiel- und Arbeitsaktionen ein, bei denen Ziele erreicht werden müssen, also koordinierte Willenshandlungen erfolgen, die vom Kind, unterstützt durch das Fungieren von Spiegelneuronen (Petzold 2002j; Stamenov, Gallese 2002) durch kovolutive Prozesse im Vollzug angeeignet werden können.

Oder nehmen wir als Beispiel für den Bereich der Emotionen ein Gefühl wie *Scham*. Sie ist einerseits genetisch angelegt (Buss 2004, 501) und tritt als „moralisches Gefühl“ – ähnlich wie Schuld (Petzold 2003d) - auf bei der Verletzung von Regeln und Konventionen, die das grupale Zusammenleben regeln, Statushöheren die Möglichkeit der Beschämung als Mittel sozialer Kontrolle bieten, für den Übertreter aber durch das Zeigen von Scham Sanktionen puffern, gleichzeitig ihn aber zu Verhalten motivieren, in Zukunft regelkonform zu handeln und Beschämung („Schimpf und Schande“) zu vermeiden (Buss 2004, 464) oder Strategien des Umgangs mit Scham („Wurstigkeit“) oder Entschämung (Rationalisierung, Rechtfertigung, Umwertung bzw. Negativierung der Konvention, Entwicklung von Metapositionen und Exzentrizität etc.) zu entwickeln. Das ist die *Struktur* von Scham – jenseits aller tiefenpsychologischen Spekulationen ein „einfacher“ Mechanismus – der aber kompliziert wird durch seine hohe Kulturspezifität. Was in der einen Ethnie eine Schande ist, ist in der anderen ohne große Bedeutung, worüber man sich in der einen Familienkultur schämen muss, bringt in einer anderen vielleicht sogar Lob. Es ist also die Mikrokultur der Familie, Peergruppe, des Kollegiums oder Teams auf diese Struktur hin zu untersuchen, die Funktion und Handhabung der sozialen Kontrolle (= Macht) durch die Beschämer und den jeweiligen funktionalen bzw. dysfunktionalen Umgang mit Scham durch den Beschämten und seine Strategien der Schamvermeidung. Das genetisch disponierte Schamgefühl wird in der zwischenleiblichen und intersubjektiven Sozialisation durch die „emotionale Differenzierungsarbeit“ (Petzold 1995g) in emotionalen Sozialisationsprozessen entwickelt – zunächst im familialen Milieu, dann aber auch in anderen Sozialisationsagenturen. Das Kind erlebt über die interaktiven Prozesse in seiner Familie wie mit Scham oder Schuld, Beschämung und Schuldzuweisung umgegangen wird und entwickelt „Stile des Schämen“ bzw. des „Entschämens“, lernt auf spezifische Konventionen zu achten, auf „Stile der Beschämung“ sensibel zu reagieren. Dabei sind die emotionalen Interaktionen zwischen den



Eltern besonders wesentlich. Das Kind sieht und verinnerlicht, wie die „Großen“ es machen, die die sozialen Normen setzen oder weitergeben (*Vygotskij* 1992). Aber auch die Interaktion der Eltern zum Kind und zu den Geschwistern hin ist bedeutsam und prägt den Umgang der Geschwister miteinander. Über Identifizierung, Identifikation und kognitiven/emotionalen Bewertung (appraisal, valuation, *Petzold* 2001p) werden Muster, Narrative zu Scham (Zeigen und Verbergen von Scham, Schamgrenzen, Schamanlässe, Schamintensitäten) mental aufgenommen und leibhaftig in Mimik und Gestik „eingefleischt“. Deshalb ist therapeutisch auch die Arbeit mit „movement produced information“ aus dem nonverbalen Interventionsfundus, den Emoting-Techniken der Integrativen Therapie (*Petzold* 2004h), nützlich, indem man etwa den Klienten anhält, bei Scham/Beschämungssituationen eine „Gelassenheitsmimik“ oder Neugierdemimik „aufzusetzen“, die das Schamgefühl hemmt. Familien geben ihre „Schamkultur“ auf diese Weise weiter, die – weil sie zumeist auch abhängig von der jeweiligen sozialen Lebenswelt ist - auch die Wertungen des übergeordneten gesellschaftlichen Rahmens wieder geben. Schamgefühle werden damit konstituierender Bestandteil persönlicher Identität als Niederschlag familialer und kultureller Schamkultur. Schamgefühle können quälend sein und höchst dysfunktional für familiales und ausserfamiliales Verhalten, denn sie behindern vertrauensvolle Beziehungen. Sie sind oftmals ein Fortschreiben von Familienatmosphären, von Familienkontexten früh gebahnten Mustern aus Situationen der Beschämung/Bloßstellung. Ist Beschämung eine festgeschriebene Familienpraxis des Umgangs mit Scham, so muss mit der Bearbeitung dysfunktionaler Schamgefühle nicht nur auf den Patienten als Einzelperson zentriert werden, sondern es muss auch auf die „Familie im Kopf“ geschaut werden, auf ihre normativen Systeme, auf die inneren Zensoren, die in realen biographischen *Situationen* der Zensurierung, Sanktionierung, Abwertung verinnerlicht wurden – im psychoanalytischen Sprachspiel spricht man von einem „strengen Über-Ich“. Stellen wir solche Strukturen mit semiprojektiven Techniken fest (etwa durch das Zeichnen der negativen Über-Ich-Bank, auf der die Richter und der positiven Bank, auf der wohlwollenden Besenker sitzen, vgl. *Petzold, Orth* 1994), dann muss an der mentalen Repräsentation der familialen Beschämungssituation, wie sie „im Kopf“ repräsentiert ist, gearbeitet werden. Das kann „bottom-up“ durch die erwähnten nonverbalen Emoting-Techniken geschehen oder „top-down“ durch mentale Vorstellungsübungen, Methoden integrativer Imaginationsarbeit bzw. des katathymen Symboldramas (*Katz-Bernstein* 1990, *Petzold* 1972f), aber auch durch die psychodramatische Inszenierung alternativer Szenen, in denen mit Scham anders umgegangen wird, als in der Herkunftsfamilie und ein Patient sich in funktionaler Weise zu „entschämen“ lernt. So werden korrigierende oder alternative Erfahrungen möglich und dysfunktionale Muster gehemmt (*Grawe* 2004) „umgebahnt“. Sie werden durch neue, funktionale Muster des Selbstvertrauens und der Beziehungsgestaltung im emotionalen Umgang mit sozialen Situationen ersetzt, die Schampotentiale bergen. Man kann in sozialen Situation in Gruppen (Teams, Kollegien, Gremien etc.) *sich anders verhalten, weil man anderes „im Kopf“ hat*. Was hier exemplarisch am Thema Scham erläutert wurde und natürlich nach vielen Seiten hin ergänzt werden kann (*Schorn* 1996), gilt natürlich auch für andere wesentliche Gefühlskonstellationen mit ihren familialen ProtagonistInnen der Sozialisation in der Primärgruppe. Erwähnt werden soll hier noch exemplarisch das Thema „Zärtlichkeit“ bzw. „Intimität“, weil es unmittelbar neben dem Thema „Scham“ liegt. Zärtlichkeit findet sich einerseits bei „primär Vertrauten“ (Eltern/Kinder) und in Vertrauensbindungen (Ehe, Partnerschaft, Intimfreundschaft) und ist in hohem Masse von kulturellen Mustern und Normen bestimmt. Zumeist sind die Schamschwellen herabgesetzt, indes keineswegs immer. Es müssen also die jeweiligen kulturellen Usancen berücksichtigt werden, die dann Teil der Einwirkung von *Kultur* auf die

Interaktionsformen von Humanprimaten, auf ihre *Natur* ist, zu der körperlichen und emotionale Intimität gehört. Die Nahraumbeziehungen und der damit verbundene Austausch von Zärtlichkeiten wird durch Scham, Schamgrenzen geschützt oftmals unterstrichen durch kulturelle Verbote häufig auch aus dem Bedürfnis der zärtlich Interagierenden nach intimer Privatheit. Auch hier kommt der jeweiligen familialen Kultur vor dem Hintergrund von makrokulturellen Normen eine große Bedeutung zu, denn sie greifen ein in grundlegende, biologisch bestimmte Verhaltensmuster der Zwischenleiblichkeit wie das Verhalten zwischen Paaren, die sich als Geschlechtspartner gefunden, ja familial gebunden haben und Nachkommen zeugen und aufziehen. Das Leben zärtlicher Zwischenleiblichkeit hat ein stark prägendes Moment für die Angehörigen einer kernfamilialen Polyade. Dass dabei in sehr grundlegender Weise neurohumorale Prozesse im Spiel sind, wird oft nicht hinreichend beachtet. Bei Frauen wie bei Männern spielt z. B. Neuropeptid **Oxytozin** eine wichtige Rolle, das im Hypothalamus und zwar *Nucleus paraventricularis* gebildet, in der Hypophyse zwischengelagert und dann situationsspezifisch abgegeben wird, etwa beim Geburtsprozess, wo es die Wehen fördert oder in der Mutter-Säugling-Beziehung beim Stillvorgang aber auch insgesamt in der emotionalen Beziehung zum Kind. Auch in der Beziehung zwischen Sexualpartnern hat dieses „Vertrauens-Kuschel-Bindungs-Hormon“ eine große Bedeutung. Es reduziert Angst und fördert Sicherheit – beides ist für Intimität wesentlich. Für den Aufbau und die Tragfähigkeit von Affiliationen kommt es zum Tragen (Fehr 2005; Insel 1992) und es bindet auch die Partner aneinander, denn Oxytocin spielt in Zärtlichkeiten und Sexualität eine wichtige Rolle. Beim Geschlechtsverkehr wird es bei Frau und Mann freigesetzt und löst wie die körpereigenen Opioide/Endorphine einen euphorisierenden Effekt aus und wirkt stabilisierend auf die intimen Beziehungen (keineswegs nur auf sexualisierte). Körperliche Zärtlichkeit ist demnach für familiale Bande, Nahraumbeziehungen, affiliative Sicherheit wesentlich und sollte in der Familienkultur nicht mit Tabus und hohe Schamgrenzen verhindert werden. Streicheln und Kuscheln, Küssen und Kosen signalisieren Verbundenheit, lassen in der Mimik Innigkeit und Liebe, Glück und Heiterkeit, Entspanntheit und Zufriedenheit aufscheinen. Eltern geben damit Modelle für liebevolles Miteinander, Kinder können über Spiegelneuronen sich in diese Emotionslagen und Kommunikationsformen einfinden. Sie erhalten so über die mentale Repräsentation solcher Szenen und Atmosphären die emotionale Basis für ihre eigenen Verhaltensperformanzen in Nahraumbeziehungen, die sie dann angstfrei gestalten können – natürlich nicht nur über Oxytocin, obwohl dieses nachweislich Einfluss auf die cerebrale Verarbeitung von Angstgefühlen hat. Es ist vielmehr die verinnerlichte *Gesamtwirkung* eines zärtlichen Familienklimas, die zum Tragen kommt und die „kultiviert“ werden muss, denn das archivierte innere „Hologramm“ (Pribram 1979) der Familie, die „repräsentationalen Familie“, bestimmt die expliziten und impliziten Familienverständnisse, wie wir sie „in den Köpfen“ der einzelnen Familienmitglieder finden. In der Arbeit mit Familien wird eine Klärung der inneren „Vorstellungen von Familie“ wichtig, damit man sich ein Bild von den inneren Visionen und Vorstellungen machen kann, die Menschen in sich tragen. Dann wird es wichtig einen Abgleich dieser „Vorstellungswelten“ mit der gelebten (und lebbar) Familienrealität vorzunehmen, denn oft finden sich „im Kopfe“ (etwa eines Elternteils) Modelle, die in der Realität weder gelebt werden noch möglich sind (etwa die Vorstellung einer mehrgenerationalen Großfamilie aus eigenen Kindertagen) oder die vom Partner nicht geteilt werden, weil er ganz andere Bilder von Familie „im Kopf“ hat, die interferierend in die Performanz des familiären Alltags hineinwirken.

Bei älteren Kindern und Jugendlichen und ihren mentalen Repräsentationen von Familie (Müller, Petzold 1998) finden sich oft erhebliche Divergenzen zu den elterlichen

Vorstellungen, was virulente Störzonen ergeben kann. Für die integrative Arbeit mit Familien legen wir folgende Definition von „Familie“ zugrunde.

„Unter **Familie** kann eine **Polyade**, d. h. ein Gruppenverband miteinander verwandter oder verschwägerter, aber auch durch Adoption und stabile Wahlverwandtschaften verbundener Menschen verstanden werden, die in Wohn-, Lebens-, Werte- und ggf. Wirtschaftsgemeinschaften leben und durch dichte Netzwerkbeziehungen und ggf. freiwillig eingegangene rechtliche Fürsorgeverpflichtungen (notarielle Verträge, eingetragene Partnerschaften, o. ä.) miteinander einen Konvoi bilden. „Gute“ Familien bieten einen **Konvoi** von hinlänglicher Stabilität, in dem eine intensive Affiliationsqualität, ein Wir-Gefühl der Zugehörigkeit herrscht und *mentale Repräsentationen* der Familie als Gesamtgemeinschaft mit ihren Mitgliedern und ihren Traditionen und Werten Kognitionen *familialer Identität* möglich machen, die Sicherheit und Beständigkeit für das *persönliche Identitätserleben* bieten. Eine „gute“ **repräsentationale Familie** kann eine hohe Enttäuschungsfestigkeit haben und über die Existenz der zugrundeliegenden **realen Familie** hinaus (etwa bei Todesfällen im Netzwerk oder Trennungen durch Flucht und Vertreibung) einem Menschen Orientierung, Sinn und Trost bieten, genauso wie eine negative **repräsentationale Familie** Menschen ein Leben lang belasten kann, wenn ihre Auswirkungen nicht bearbeitet und verarbeitet werden können“.

Je intensiver die Qualität von Affiliationen (*Petzold, Müller 2005*) - Liebe, Verbundenheitsgefühl, Wertschätzung - ist und je größer die „geteilten mentalen Repräsentationen“ sind – d. h. die kognitiven, emotionalen und volitiven Muster (*Petzold 2003b, Brühlmann-Jecklin, Petzold 2004*) in der familialen Polyade -, desto höher ist deren „supportive Valenz“. Dabei spielt die Bindungswirkung genetischer Verwandtschaftsverhältnisse, wie die Evolutionspsychologie gezeigt hat (*Buss 2004*), durchaus eine Rolle und auch die Länge der Beziehungsgeschichte, besonders, wenn sie Zeiten primärer Vertrautheit (Kleinkindzeit) umfasst (*Bischof 1985*). Dennoch sind die aktuellen Lebensbedingungen von Familien in Gesellschaften – in all ihrer Vielfalt und Verschiedenheit - von hoher normativer und Verhalten bestimmender Kraft. Natur *und* Kultur sind die zu berücksichtigenden Einflussgrößen. Von einheitlichen Vorstellungen über das, was Familie ist, kann heute in der psychosozialen Arbeit aber auch in der Familientherapie (die zumeist an impliziten Bildern von traditionellen Familien orientiert ist wie *Satir, Kirschenbaum, Minuchin, Selvini-Palazzoli, Schneider 1983*) nicht mehr ausgegangen werden, u. a. weil in vielen Familien selbst davon nicht mehr ausgegangen wird – bewusst/explicit und mehr noch unbewusst/implicit. Die fungierend entstandenen oder intentional entschiedenen „Vorstellungen über Familie“, „Familienbilder“, die Menschen „im Kopf“ haben sind ähnlich wie „Menschenbilder“ handlungsleitend. Deshalb müssen sie für alle Beteiligten *explizit* und damit reflektierbar, bewertbar werden, weil sie nur dann intentional gestaltbar und ggf. veränderbar werden können. Familien müssen ihre Vorstellungen über Familie, ihr *repräsentationales Bild von Familie* – ihrer Familie – reflexiv erfassen, ihre *theory of family*“ zu Verfügung haben. Es müssen deshalb neue Wege der Arbeit mit Familien entwickelt werden, die die mentalen „Familienrepräsentationen“ zum Ausgangspunkt ihres Vorgehens machen, und ein *normatives Empowerment*<sup>4</sup> bereitstellen, in

---

<sup>4</sup> »**Normatives Empowerment (NE)** ist die von professionellen Helfern oder von Selbsthelfern erfolgende Förderung der Fähigkeit zu normativen Entscheidungen durch Menschen, die von Problem- und Belastungssituationen betroffenen sind, auf einer möglichst umfassend informationsgestützten Basis, ausgerichtet an generalisierbaren, rechtlichen und ethischen Positionen (Grundrechte, Menschenrechte, Konventionen zu Natur- und Artenschutz etc.). NE vermittelt ein Bewusstsein für das „Recht, Rechte zu haben“ (*H. Arendt*), sensibilisiert für die „Integrität von Menschen, Gruppen, Lebensräumen“ (*H. Petzold*), baut

dem die *Familien selbst bestimmen können, was für eine Familie sie denn sein und werden wollen* und in welcher Art bzw. in welche Richtung sie ihre *Familienidentität* und *-kultur* entwickeln.

Sozialtherapeutische und -pädagogische, familienpsychologische und -therapeutische Arbeit heute muss zur „Selbstwirksamkeit“ (Flammer 1990) und „Souveränität“ (Petzold, Orth 1998a) von Familien in der ganzen Breite ihrer Selbstdefinition und ihrer kulturellen Kontexte beitragen. Deshalb müssen diese Dimensionen stärker in den Blick genommen werden. Wenn man Familienklimata und -kulturen verändern will, muss man sich darüber klar sein, dass man – ähnlich wie in der Therapie mit Einzelpersonen – „Gehirne verändern muss“ (Grawe 2004), denn Familien sind „*communities of brains*“ (vgl. Freeman 1995), sind von gemeinsamen Kognitionen, Gefühlen, Willensregungen bestimmt. Wenn hier eine gute Synchronisation vorliegt, funktionieren Familien gut, wenn es aber an Kovolutionen, gemeinsamem Wollen fehlt, an gemeinsamen Zielen mangelt, wird es im alltäglichen Miteinander schwierig. Die Familienmitglieder müssen deshalb erfahren, was sie „im Kopf“ haben über ihre Familie, um auf diesem Boden einen gemeinsamen Willen, Kovolution, zu Umwertungen und aktiv -gewollter Umgestaltung und Umübung zu entwickeln und zu praktizieren, denn nur so werden neue Muster neuronal gebahnt und können durch die Wirkung von „Spiegelneuronen“ (Stamenov, Gallese 2003) und Prozessen „emotionaler Ansteckung“ wechselseitige Bekräftigungen erfolgen. Jede Form psychosozialer Arbeit in Sozial- und Familienpädagogik, Sozio- und Psychotherapie (auch im Einzelsetting) hat mit der „**repräsentationalen Familie im Kopf**“ zu tun und das ist mehr als „Elternimages“. Es sind *Stile des Denkens, Fühlens, Wollens, Wertens*, wie sie aufgrund von sozialisatorischen Erfahrungen –in Familien und anderen Sozialisationsagenturen – ausgebildet wurden und sich im Lebensalltag inszenieren.

## 5. Soziale Welten, kollektive und persönliche „mentale Repräsentationen“

Im Hintergrund dieser Konzepte steht die integrative Theorie der „sozialen Welten“ (*social worlds*), wie sie für die Arbeit mit Menschengruppen, wesentlich sind, denn in jeder *Polyade*, jedem *Konvoi*, jedem *sozialen Netzwerk* können Subgruppierungen mit unterschiedlichen „Weltsichten und Lebensauffassungen“ sein (Petzold, Petzold 1991b; Brühlmann-Jecklin, Petzold 2004; Hass, Petzold 1999), ein Faktum, das für die Familienarbeit eine große Rolle spielt, denn man arbeitet nicht nur an Kommunikationen, sondern auch an ihren Hintergründen, die in divergierenden Normen, Werten, sozialen Referenzsystemen, *life styles* (Müller, Petzold 1999) liegen können.

»Unter **social world** verstehe ich die „von einer sozialen Gruppe ‘geteilte Perspektive auf die Welt‘, eine ‘Weltsicht‘ (mit ihren belief systems, Wertvorstellungen, Basisüberzeugungen im Mikro- und Mesobereich), eine ‘Weltanschauung‘ im (Makro- und Megabereich). Soziale Welten in Makrobereichen prägen etwa über einen ‘Zeitgeist‘ Mikro- und Mesobereiche entweder konformierend – man stimmt zu - oder divergierend – man lehnt sich auf, stemmt sich gegen die Strömungen des Zeitgeistes« (Petzold 2000h).

---

Solidarität, Assertivität, Zivilcourage auf, erschließt Möglichkeiten der Informations- und Ressourcenbeschaffung, so dass die Betroffenen als Einzelne und als Kollektive die Kompetenz und Kraft gewinnen, normativ-ethische Entscheidungen für sich, andere Betroffene, das Gemeinwesen zu fällen, ihre Umsetzung zu *wollen* und für ihre Durchsetzung einzutreten. « (Petzold 2006n)

In familialen Netzwerken können durchaus unterschiedliche „social worlds“ wirksam sein, was sichtbar wird, wenn der Vater, Filialeiter in einer Bank, und sein adoleszenter Sohn, der in der Raver-Szene seinen Spaß sucht, Konflikte haben. Da „*treffen Welten aufeinander*“, divergierende Welten, die beide „im Kopf“ haben. Dieses Konzept phänomenologischer Soziologie liegt nahe bei dem sozialpsychologischen Konzept der „*répresentations sociales*“ (Moscovici 2000; Marková 2003)

»**Komplexe soziale Repräsentationen** – auch „**kollektiv-mentale Repräsentationen**“ genannt - sind Sets kollektiver Kognitionen, Emotionen und Volitionen mit ihren Mustern des Reflektierens bzw. Metareflektierens in polylogischen Diskursen bzw. Ko-respondenzen und mit ihren Performanzen, d.h. Umsetzungen in konkretes Verhalten und Handeln. Soziale Welten als *intermentale* Wirklichkeiten entstehen aus *geteilten Sichtweisen* auf die Welt und sie bilden geteilte Sichtweisen auf die Welt. Sie schließen Menschen zu Gesprächs-, Erzähl- und damit zu Interpretations- und Handlungsgemeinschaften zusammen und werden aber zugleich durch solche Zusammenschlüsse gebildet und perpetuiert – rekursive Prozesse, in denen soziale Repräsentationen zum Tragen kommen, die wiederum zugleich narrative Prozesse *kollektiver Hermeneutik* prägen, aber auch in ihnen gebildet werden.

In dem, was sozial repräsentiert wird, sind immer die jeweiligen Ökologien der Kommunikationen und Handlungen (*Kontextdimension*) zusammen mit den vollzogenen bzw. vollziehbaren Handlungssequenzen mit repräsentiert, und es verschränken sich auf diese Weise Aktionale-Szenisches und Diskursiv-Symbolisches im zeitlichen Ablauf (*Kontinuumsdimension*). Es handelt sich *nicht* nur um eine repräsentationale Verbindung von Bild und Sprache, es geht um Filme, besser noch: dramatische Abläufe als Szenenfolgen oder - etwas futuristisch, aber mental schon real -, um *sequentielle Hologramme*, in denen alles Wahrnehmbare und auch alles Vorstellbare anwesend ist. Verstehensprozesse erfordern deshalb (Petzold 1992a, 901) eine diskursive und eine aktionale Hermeneutik in Kontext/Kontinuum, die Vielfalt konnektiviert und Bekanntes mit Unbekanntem verbindet und vertraut macht. « (Petzold 2000h)

In den kollektiven Repräsentationen betonen wir gegenüber dem traditionellen Ansatz von Moscovici stärker, dass in ihnen natürlich Individuen mit ihrer „*intermental*en Wirklichkeit“ (Vygotskij) repräsentiert sind. Klar aber ist, dass es sich um Wissen von Kollektiven – Familien, Schulklassen, Peergroups - handelt, um ihr Alltagswissen und ihre Erträge fachlichen Wissens, um spezifische *Themen* (Moscovici 2000; Marková 2003), die als gemeinsames Wissen vorhanden sind. Es gibt „*représentations sociales*“ von hohem Abstraktionsgrad und großer Reichweite und solche mit einem geringeren Geltungsrahmen, so dass ich Mikroformate (z.B. familiale), Mesoformate (etwa spezifisch für soziale Gruppen) und Makroformate (z. B. schicht-, ethnien-, kulturspezifische) soziale Repräsentationen unterscheidet, was sich als durchaus nützlich.

In der „*intramental*en Wirklichkeit“ von Individuen ist das Denken, Fühlen und Wollen von Kollektiven mit ihren relevanten Themen präsent. Das im Integrativen Ansatz so wesentliche Konzept der „Verkörperung“ wird durch die neueren Diskussionen und Arbeiten zur „leibhaftigen Dialogik“ (im Anschluss an Bakhtin, vgl. Mihailovic 1997) und zum „embodied mind“ (Lakoff, Nuñez 2001; Nuñez, Freeman 2000) unterstützt. Der Begriff „mental“ ist deshalb, wie auch unsere Ausführungen oben (Abschn. 3) aufgezeigt haben nicht als „Konstrukt der Vergeistigung“ sondern im Gegenteil als Konstrukt zu sehen, in dem Geist „verleiblicht“ und als „sozialer“ gedacht wird und der die in Prozessen „**komplexen Lernens**“ (Sieper, Petzold 2002) erfolgte und lebenslang erfolgende „Inkorporierung erlebter Welt“ umfasst, als mentale Bilder, bei deren Vorstellung auch die damit verbundenen Physiologien, aber auch die kollektiven soziokulturellen Wertungen aufgerufen werden: beim Gedanken an

einen Konflikt das Gefühl des Ärgers, die Aufwallungen des Zornes und zugleich die kulturelle Norm eines angemessenen Ausdrucks – ein Hologramm des Erlebens.

» **Komplexe persönliche Repräsentationen** – auch **subjektiv-mentale Repräsentationen** genannt - sind die für einen Menschen charakteristischen, lebensgeschichtlich in *Enkulturation* bzw. *Sozialisation* interaktiv erworbenen, d. h. emotional bewerteten (*valuation*), kognitiv eingeschätzten (*appraisal*) und dann verkörperten Bilder und Aufzeichnungen über die Welt. Es sind eingeleibte, erlebniserfüllte „mentale Filme“, „serielle Hologramme“ über „mich-Selbst“, über die „Anderen“, über „Ich-Selbst-mit-Anderen-in-der-Welt“, die die Persönlichkeit des Subjekts bestimmen, seine *intramentale* Welt ausmachen. Es handelt sich um die „subjektiven Theorien“ mit ihren kognitiven, emotionalen, volitiven Aspekten, die sich in interaktiven Prozessen „*komplexen Lernens*“ über die gesamte Lebensspanne hin verändern und von den „kollektiv-mentalen **Repräsentationen**“ (vom Intermentalen der Primärgruppe, des sozialen Umfeldes, der Kultur) nachhaltig imprägniert sind und dem Menschen als Lebens-/Überlebenswissen, *Kompetenzen* für ein konsistentes Handeln in seinen Lebenslagen, d. h. für *Performanzen* zur Verfügung stehen. « (Petzold 2002b)

Die Theorie der komplexen „*kollektiv-mentalen* bzw. *sozialen Repräsentationen*“ muss immer mit der der „*subjektiv-mentalen* bzw. *persönlichen Repräsentationen*“ verbunden betrachtet werden und vice versa, denn bei fehlender oder unzureichender *Passung* liegen hier erhebliche Konfliktpotentiale zu übergeordneten, die „Kultur“ bestimmenden „sozialen Repräsentationen“ hin bzw. zu anderen Menschen mit anderen „social worlds“ hin.

## 6. Praxeologische Perspektiven: Arbeit mit der „Familie im Kopf“, mit „inneren Beiständen und Feinden“ – der „schiefe Turm fällt nicht“

Für die Arbeit mit Familien, ihren Werten und Konflikten, ihren Belastungen und Ressourcen (Petzold 2003b) haben die dargestellten Konzepte, die an *Moscovicis* (2001) sozialpsychologische Ideen und Forschungen anknüpfen, seine Vorstellungen, dass menschliches Verhalten von verinnerlichten kollektiven sozialen Regelwerken, ihren „mentalen Repräsentationen“ bestimmt sind, große Bedeutung für die Praxeologie (Orth, Petzold 2004. *Moscovicis* Kernaussage ist:

„Soziale Repräsentationen sind ein System von Werten, Ideen und Praktiken mit einer zweifachen Funktion: einmal, um eine Ordnung herzustellen, die Individuen in die Lage versetzt, sich in ihrer materiellen und sozialen Welt zu orientieren und sie zu beherrschen, zum anderen um zu ermöglichen, das zwischen den Menschen einer Gemeinschaft Kommunikation stattfinden kann, indem ihnen ein Code zur Verfügung gestellt wird für sozialen Austausch und ein Code für ein unzweifelhaftes Benennen und Klassifizieren der verschiedenen Aspekte ihrer Welt und individuellen Gruppengeschichte“ *Serge Moscovici* (1976, XIII).

Im unmittelbaren Life-Kontakt mit „**realen Familien**“ sind diese mentalen Repräsentationen bei ihren Mitgliedern selbst präsent und wirksam. Sie müssen deshalb für die Arbeit in und mit familialen Netzwerken und ihren Mitgliedern (Hass, Petzold 1999; Müller, Petzold 1998) berücksichtigt genutzt werden. Familien sind *Polyaden*, Verwandtschaftsgruppen im Kernbereich einer Verwandtschaft als „extended family“, sofern eine solche vorhanden ist. In vielen Formen der Familientherapie – aber auch der Teamarbeit - wird übersehen, dass es auch an den „mentalen Repräsentationen“ der *Polyade* zu arbeiten gilt, denn werden sie nicht „top down“ verändert (etwa durch Vorstellungsübungen), sind Verhaltensänderungen schwerer zu erreichen. Am besten sind Kombinationen mit „Bottom-Up-Interventionen“ z. B.

Rollenspiele (mit Rollentausch und Rollenwechsel, *Petzold* 1979k), Positionszuweisungen, Skulpturierungen etc.

Die Vielzahl der Techniken und Methoden, die der Integrative Ansatz als „entwicklungsorientierte Arbeit in der Lebensspanne“ (*Sieper* 2006) hier erarbeitet und erprobt hat - pantomimisch von Gruppenmitgliedern gestellte (*Petzold* 1969b) oder in Ton geformte Familienskulpturen (*Petzold, Sieper* 1993, 479), Netzwerkkarten (idem 1979c, *Hass, Petzold* 1999), projektive Bilder in Farben und Formen (*Müller, Petzold* 1998), Phantasiearbeit, korrektive Imaginationen und Arbeit an „mind maps“ (*Petzold* 1971c, *Katz-Bernstein* 1990; *Petzold, Josić, Erhardt* 2003) bieten hier ein ausgezeichnetes Rüstzeug in diagnostischer und familientherapeutischer bzw. -beraterischer Hinsicht. Wir „stellen“ Familienkonstellationen und setzen sie in Bewegung (*Petzold* 1969c) – *Hellinger* hatte das „Familienstellen“ bei mir als eine psychodramatische Warm-Up-Technik als Teilnehmer an meiner Psychodrama-Gestaltbildungsgruppe 1970 in Wien kennen gelernt (und den Ansatz in seiner spezifischen Weise ausgebaut, deren Ausrichtung wir nicht teilen). Wir verwenden pantomimische Elemente in „persönlichen Skulpturierungen“ (*Petzold* 1969b/1988n, 466, 568ff), in denen ein Klient Person um Person die Mitglieder seines Familiennetzwerkes „verleibt“ und darstellt, um die emotionalen Qualitäten, die er von jedem Einzelnen erfahren hat und in sich trägt, sichtbar zu machen. Wir lassen mit Farben und Collagematerialien Familienbilder herstellen, woraus die Bedeutsamkeit von Beziehungen und Subnetzwerken erkennbar werden und in ihrer emotionalen Gewichtung erfahren werden können. Repräsentationen von Negativitäten von Risiko- und von Schutzfaktoren der Familie werden in solchen projektiven und semiprojektiven Darstellungen (*Müller, Petzold* 1998, 2003) sichtbar und einer Bearbeitung zugänglich. Man kann so seine „inneren Beistände“, „inneren Feinde“ (*Petzold* 1985t) und etwaige ambivalente Beziehungen in der eigenen Familie in den Blick bekommen und damit auch „in den Griff“, indem man ggf. Wertungen (kognitive, präfrontale „*appraisals*“ und emotionale, limbische „*valuations*“, die wir unterscheiden) verändert, etwa dadurch dass man bislang nicht beachteten Positivpersonen „vom Gefühl her“ einen höheren Stellenwert einräumt oder von der „Vernunft her“ und durch den beides vereinigenden *Willensentschluss*, durch eine *kollektive Volition*: „Wir wollen das so!“ (*Petzold, Sieper* 2007).

Diese drei *mentalen* Prozesse (Kognitionen, Emotionen, Volitionen) können und müssen vielfach aber auch *real* verankert werden durch die *Performanz*, die konkrete Aktivierung von Kontakten. Vorbereitet werden können sie durchaus durch biographische Erinnerungsarbeit an Atmosphären, Szenen und Geschichten mit ihren Gefühlen, Gedanken und Willensakten, die „ins Gedächtnis und ins Bewusstsein“ geholt werden. So lassen wir in der Kartierungsarbeit wir Charts der „Helfenden und fördernden Personen meines Lebens“ zeichnen, die dann ein „Ressourcenfeld“ darstellen, das man spezifisch ausarbeiten kann. Man erinnert sich etwa einer vergessenen Patentante, reaktualisiert die damaligen positiven *Gefühle*, vertieft die *Gedanken* über das damalige Geschehen, erkennt die Bedeutung des damaligen Affiliationsverhältnisses und fasst den *Willensentschluss*, zu dieser Frau den „eingeschlafenen Kontakt“ wieder aufzunehmen, die nunmehr alte Patentante zu besuchen, um zu schauen, ob es eine gute Begegnung mit weiterführender Qualität gibt. Man denkt an einen lange verstorbenen Großvater, der immer „für das Kind da war“, und der im Rahmen einer „Hausaufgabe“ täglich in der Erinnerung „herbeigerufen“ wird, womit gute Atmosphären und Gefühle aktualisiert werden und in der Regel eine Menge „vergessener“ guter Szenen aufkommen, die ein heilsames und kräftigendes Potential haben. In derartiger

Erinnerungs- und Imaginationsarbeit wird ersichtlich, welche Qualitäten in der mentalen und realen Familie förderlich waren und sind, welche fehlten, ggf. noch fehlen und welche Aus- und Nachwirkungen solche Positiv-, Negativ- und Mangelerfahrungen hatten oder noch haben. Damit kann auch erarbeitet werden, ob Defizite durch *neue* Beziehungen, nach denen man bewusst sucht – bei KollegInnen, FreundInnen, NachbarInnen. Netzwerktherapie (Hass, Petzold 1999) - unterstützt durch die Therapie ausgeglichen werden sollen. Es kann auch durchaus gemeinsam „Erinnerungsarbeit“ gemacht werden, wie das beim Besuchen wichtiger Orte der Vergangenheit (das Elternhaus, das Elterngrab, die alte Schule etc. ganz spontan geschieht). Es gibt Kulturen, in denen eine solche Erinnerungs- bzw. Gedächtnisarbeit eine große Rolle spielt, etwa die „Ahnensamstage“ im slawischen Raum (hier Allerseelen oder Totensonntag), die serbische „Slava“ als Familiengedenkfest (Petzold 1970 II; 1982f). Arbeitet man mit der ganzen Familie ist es wichtig, herauszufinden, ob alle ähnliche Defizite sehen und bereit sind, gemeinsam an ihrer Beseitigung zu arbeiten, um durch eine neue, gute Realität gelebter und erfahrener Positivbeziehungen die *mentale Virtualität* des Familienbildes anzureichern und damit zu verändern. In einer solchen Arbeit gilt ein für *jedes Handeln in Polyaden* – für jede Gruppen und Teamarbeit – grundlegendes Prinzip: „*In der Gruppe (Familie) wacht jedes Mitglied über die Integrität und das Wohlergehen eines jeden und sorgt sich die Gruppe insgesamt für die Einhaltung dieses Wertemaßstabs gegenüber jedem.*“ Ist dieses Prinzip gut *mental* (d.h. kognitiv, emotional und volotiv) repäsentiert – dafür muss man in der Initialphase der Arbeit Sorge tragen und auch darum, dass diese Maxime in den Alltag der Familie/Gruppe transportiert wird -, dann ist eine gute Sicherung für das System und das Zusammenleben und die Zusammenarbeit in der jeweiligen Polyade geschaffen.

Diese Art der Familienarbeit, die die Interventionen auf der Realebene mit Interventionen auf der mentalen Ebene systematisch verbindet. Lässt sich in vielen Kontexten einsetzen: in der *intergenerationalen* Familienarbeit zur Förderung intergenerationaler Kompetenz und Performanz (Petzold 1979k, 2004a), in der interkulturellen Netzwerkarbeit, zur Förderung von Integration zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen (Hass, Petzold 1999), in der familienorientierten Traumaarbeit (Petzold, Josić, Erhardt 2003) etc. Im Folgenden zwei Beispiele.

## **6.1 Vermisste Männer, verschollene Angehörige – Arbeit mit Frauen und Kindern von Vermissten im Jugoslawienkrieg**

Als Katastrophenhelfer beim Erdbeben im Skopje 1963 als junger Student wurde ich mit dem Thema der Vermissten unmittelbar konfrontiert. Neben praktischer Arbeit in den Trümmern half ich beim Einrichten von Strukturen einer Notverwaltung, bei der auch eine temporäre Meldestelle für Vermisste war. Menschen harrten dort Tage aus, kamen immer wieder – manche im Stundentakt mit der quälenden Frage: Haben Sie schon etwas gehört? Die Ungewissheit in der akuten Situation war für die Betroffenen furchtbar. Hin- und hergerissen zwischen Hoffnung und Verzweiflung, einige mit eigenen schweren traumatischen Erfahrungen des Verschüttetseins, boten sie ein Bild des Jammers – über Tage. Meist kam dann die schreckliche Nachricht oder die furchtbare Konfrontation der Identifizierung eines toten Angehörigen. Verzweiflung, Klage, Totenklage, Trauer (Petzold 1982f) brachen dann auf, aber es kam auch *Trost* (idem 2004l, *Varevics*, Petzold 2005): von der Umgebung durch



Umstehende, durch uns, die HelferInnen, durch Nachbarn, durch die eigenen Angehörigen, die sich wechselseitig trösteten. Dabei fiel mir das Phänomen „des Erzählens über den Toten“ auf.: „Er war noch so jung. Er wollte noch studieren gehen. Sie hatten gerade das Haus gebaut usw.“ – und an jede Aussage schloss sich eine kleine Erzählung an, über den Menschen, den sie im Gedächtnis hatten und im Herzen trugen, der ihnen mit seinem schlimmen Schicksal – das ja auch das ihre war – „nicht aus dem Sinn“ ging. Dieser Mensch war „mental präsent“, emotional und kognitiv – leibhaftig, denn seine schmerzliche Anwesenheit im Verlust wurde mit jeder Faser des Leibes gespürt. Zurückgekehrt nach Paris kamen mir in der „inneren Verarbeitung“ des Erlebten (neben vielem anderen) die Vermisstenberichte des Roten Kreuzes nach dem Krieg in den Sinn, die ich als Kind aus dem alten Volksempfänger hörte mit den Erklärungen meiner Großmutter, die mir meine Fragen zu beantworten suchte: „Was heißt vermisst? Was ist verschollen?“ – „Wenn jemand verloren gegangen ist im Krieg oder auf See, auf dem Meer und man nicht weiß, was mit ihm ist, ob er tot ist oder noch lebt – wie beim Onkel Theodor (der ältere Bruder meines Vaters 1919 in den Revolutionswirren verschollen). Und dann kam 1949 eine Geschichte über Onkel Theodor – ein großer Kämpfer mit dem Säbel und im Kolo (eine russische Kampfkunst *Petzold, Bloem, Moget* 2004), von dem man „dreißig Jahre nichts mehr gehört hatte“. Seine Stimme war verhallt, verklungen, *verschollen* eben (von *verschallt*), aber die Erzählungen über ihn nicht - Familiengeschichten, die „im Kopf“ sind, jetzt in „meinem Kopf“ sind, 90 Jahre später.

Das war mein Hintergrund als ich während des letzten Balkankrieges und nach ihm in Projekten deren Supervision und MitarbeiterInnenfortbildung seit 1995 in meinen Händen lag, u.a. in dem Belgrader Zentrum für Traumatherapie von ATIP (*Petzold, Josić* 1995, *Petzold, Wolf* et al. 2000; *Josić, Petzold* 2002b) mit einem Projekt in Kontakt kam, das meine Kollegin *Zorica Josić* mit Frauen, Müttern und ihren Kindern begonnen hatte, deren Männer im Krieg vermisst bzw. verschollen waren. Im Unterschied zu einer allgemeinen Verschollenheit hat die Kriegsverschollenheit (anders als See-, Luft-, Gefahren, Katastrophenverschollenheit) den Kontext der Gewalt, des massenhaften Tötens und ist die Todesannahme sehr naheliegend. (Die Verschollenheitsfrist für die Todeserklärung ist deshalb auch wesentlich kürzer, vgl. Verschollenheitsgesetz vom 15. 1. 1951). Im Unterschied zur Arbeit mit traumatisierten und belasteten Familien, die wir durchführten, war hier eine besondere Situation gegeben, die sich nach den ersten Gesprächen, die wir führten, zeigte. „Families with important persons missing as a consequence of the war are incomplete systems, not only on the level of the actual family network, but also on the level of *the mental representations*. That loss is leaving a cognitive and emotional gap and even influences the psychophysiological system of each family member (e. g. psychosomatic symptoms, sleep disorders, ruminations). The presence of the missing person in a person's mental system or even in a group's collective memory system – family memory - keeps it in a specific way activated. The system cannot consolidate, reorganize. The destabilization becomes a continuous condition, an ongoing state of arousal, as long as the uncertainty and insecurity concerning the missing person is persisting“ (*Petzold* 1999j, 8).

Die Ungewißheit hält die Hoffnung wach, die Sehnsucht bleibt schmerzlich lebendig. Die *mentalen Repräsentationen* gemeinsamen Lebens durchlaufen nicht die Prozesse der „Vergestrigung“, Ereignisse werden nicht Vergangenheit sondern behalten eine „irreale Gegenwartsqualität“. *Milica* 28 J.<sup>5</sup>, ursprünglich aus bäuerlichem Milieu, zwei Kinder 3 und 5 Jahre, nimmt an dem Projekt teil. Sie lebt bei ihrer Schwiegermutter am Stadtrand in sehr beengten Verhältnissen. Ihr Mann ist mit zwei Kameraden bei einem Einsatz in feindlichem

---

<sup>5</sup> Der Name und die Daten wurden anonymisiert.

Gebiet verschollen. Das Schicksal dieser drei Soldaten ist gänzlich ungeklärt. *Milica* und ihre Schwiegermutter sind überzeugt, dass der Verschollene noch lebt. „Mir ist oft, als würde er jeden Moment durch die Tür kommen. Ich kann nur an ihn denken ... er kann sich wohl nicht melden ... die haben ihn verschleppt“ Das absorbiert ihrer kognitive Aufmerksamkeit, die sie für andere Lebensaufgaben notwendig brauchen würde, denn sie muss für die Kinder und das Leben sorgen. Aber der Gedanke an ihren Mann bindet all ihre emotionale Kraft. Dieses Phänomen findet sich immer wieder in einer Weises, „dass die Betroffenen Frauen oder Mütter, zuweilen die ganze Familie in der Vergangenheit eingefroren scheinen“ (ibid. 8). Sie bleiben in Bildern der Vergangenheit gefangen, fühlten sich auch – noch nach zwei oder drei Jahren verpflichtet, den Kindern und Enkeln gegenüber das „Bild des Vaters lebendig zu halten“. Zuweilen herrscht ein sozialer Druck von der Herkunftsfamilie des Mannes, von den Schwiegereltern, insbesondere der Mutter des Vermissten, die oft besonders hart an der Idee festhält, der Sohn könne noch leben und zuweilen über Jahre zu verhindern suchen, dass sich die Ehefrauen, auch wenn sie noch sehr jung sind, nicht für die Möglichkeit einer neuen Partnerschaft öffnen können und Kinder/Enkel an eine fruchtlose Hoffnung fixiert bleiben, dass der Vater noch am Leben sei. Hier werden Mehrgenerationengespräche in den Familien notwendig, wo besonders die „Familie im Kopf“ Gegenstand der Bearbeitung sein muss. „Wir hatten uns das so schön vorgestellt, mit meinem Sohn seine Kinder, unsere Enkel groß werden zu sehen“ (so die Schwiegermutter von *Milica*, die den Kindern beständig von ihrem Sohn erzählte, sein „Bild in ihren Köpfen“ verankerte, wobei es für die Therapeuten schwierig war, hier das „richtige Maß“ zu beurteilen oder gar zu steuern).

Wenn für Frauen im Projekt sichere Bestätigungen des Todes möglich wurden, setzten bei ihnen intensive Trauerprozesse ein. „Knowing about the death of the bellowed one gives the opportunity for mourning. Mourning is a chance to finish a situation, giving way for a new orientation towards life“ (ibid.). Die Trauerarbeit, die zuvor durch Hoffnung oder auch Verleugnung blockiert war, konnte dann durch Stütze und *Trostarbeit* (idem 2004l) begleitet werden.

Für die Arbeit mit diesen Teilfamilien mit verschollenen Mitgliedern ergaben sich als Therapieziele die Unterstützung der Hoffnung – sofern es noch gewisse Realitätsmomente für ihre Begründetheit gab, um dann „gradually to support processes of giving up undue and unrealistic longing and futile hopes in order to realize a ‘goodbye situation’ and to open new horizons. The treatment is focusing on the adult member of the incomplete family, because the adults have a strong impact with their processes on the processes of their children“ (idem 1999j, 8). Wenn es der Mutter gelingt, Abschied *zu nehmen* - und das ist ein “Nehmen”, Hineinnehmen in den seelischen Binnenraum integrierten Wissens, nicht ein Verlieren (idem 1982f) - kann die Fixierung an den Vermissten, Verschollenen zum “Gedenken” an einen Verstorbenen, Gefallenen werden, wobei die erlebte Realitätsqualität der Erinnerungen eindeutig *mental* der Vergangenheit zugeordnet wird und nicht mehr die Sinnstrukturen vollzogener gegenwärtiger Lebensprozesse bestimmt. Durch das Abschied*nehmen* bleibt Betrautes in Gedanken präsent, ohne dass es dissoziiert werden muss, weil die Erinnerungen zu schmerzlich sind. Man kann die geliebten Verlorenen im “Sinn und im Herzen” behalten (*Varevics, Petzold* 2005). Integrierte Vergangenheit “fühlt sich anders an”, wird anders erlebt als erlebte Gegenwart bzw. als “noch gegenwärtig virulentes Vergangenes”. “Oft denke ich, was ich für ihn vorbereiten muss, erledigen müßte, wie er seine Kinder vorfinden soll, wenn er zurückkommt – die Kleine kennt ihn ja nur noch aus meinen Erzählungen. Aber sie glaubt auch fest daran, dass der Papa wiederkommt” (so *Milica* ).

Wo eine Mutter das schmerzliche Faktum der Unwideruflichkeit des Verlustes nicht annehmen kann, haben auch die Kinder keine guten Chancen der Reorientierung. Solche Mütter können auch nicht in der erforderlichen Weise mitarbeiten, die geboten ist, wenn ein Kind gleichfalls traumatisiert ist (*Bräutigam, Märten, Petzold 2000*).

Durch eine vermisste Kernperson erleben alle Familienmitglieder reale Lücken. Seine Präsenz fehlt. Aber auch im mentalen Bereich kommen Wirkungen für die Bewältigung des Alltagslebens zum Tragen. Es verlangsamt sich vieles. "Ich bekomme nichts getan, weil ich mit den Gedanken immer woanders bin, bei ihm. Alle Gedanken drehen sich um ihn" (*Milica*). Die Ruminationen (*Martin, Tesser 1989, 1996, Wyer 1995*), d. h. das Grübeln, die kreisenden Gedanken und die damit verbundenen "stabilisierten emotionalen Lagen" der "belasteten Hoffnung" hatten sich bei dieser jungen Frau "festgesetzt" und konnten nicht losgelassen werden (*Tait, Silver 1989*). Sie sah das selbst, konnte aber, so ihre Aussage, diese Grübeleien nicht stoppen. Wir haben dann mit willentherapeutischen Massnahmen (*Petzold, Sieper 2003b, 2007*) begonnen: Der Bekräftigung der *kognitiven* Einsicht, dass sie diese permanente Okkupiertheit abstellen oder doch zumindest begrenzen müsse, die *emotionale* Gewissheit, dass ihr dieses Grübeln nicht "gut tue" und dass sie das "wirklich abstellen wolle". Als Hilfen wurden ihr dann angeboten, sich konkret mit anderem zu beschäftigen – mit den Kindern, den anderen Frauen im Projekt – oder bewusst und gezielt an anderes zu denken, z. B. mental das Gesicht ihrer Tochter *Zdenka* einzustellen. Das wurde zusammen mit der Therapeutin eingeübt, so dass *Milica* das Gesicht des 3jährigen Töchterchens unmittelbar aufrufen konnte. Gerade für die zergrübelten Nachtstunden der Klientin war dies wichtig. Weiterhin wurde das Gesicht ihres eigenen Vaters (vor 11 Jahren "friedlich verstorben"), zu dem sie eine gute Beziehung hatte, als "Abrufbild" eingestellt (mit dem Griff zu ihrem Kreuzanhänger, Geschenk des Vaters, suggestiv gestützt mit einer Technik ähnlich der Appellationshypnose, *Kleinsorge, Klumbies 1959*). Sie erhielt die Instruktion, von diesem Gesicht ausgehend Szenen und Geschichten ihrer Kindheit zu imaginieren. Es wurde also auf eine "Hemmung" (*Grawe 2004*) der Ruminationen durch alternative Bilder hingearbeitet, eine Technik, die schon *Pierre Janet* (1919) praktiziert hatte. Natürlich war die Klientin eingebunden in die Massnahmen des soziatherapeutischen Rahmenprogrammes, ohne das eine Arbeit mit solchen Betroffenen kaum möglich ist (*Petzold, Josić, Erhardt 2003*). "Beside professional help, self-help activities have to be created and implemented to provide mutual aid and to establish practical support systems for daily routine, and here again there is a difficult task to keep an adequate place for hoping and longing and to foster at the same time reorientation and after a due time the readiness to say goodbye - that final task that has to be accomplished. Such a delicate mission requires high skills of the accompanying psychotherapist and sociotherapist, for these families have a tendency to deny the reality of loss. There is even a risk of mutual reinforcement in denial in self-help projects, a risk which has to be countered by the work of therapists and counselors. For if these people permanently stay occupied with the 'families in their heads' there is not enough room for the real family that they have to care for" (*Petzold 1999j, 9*). In dem wechselseitige "Teilen von Leid" kam in dem Projekt immer wieder auch als Problem der Einflüsse aus dem übergeordneten Kontext zum Tragen, die "kollektiven Repräsentationen", die von den Medien transportiert wurden, Verschwörungstheorien, Europafeindlichkeit, eine defensive Grundhaltung, kollektive Verbitterung (*idem 2002o*). Dadurch wurde individuelles "embitterment" noch bestärkt, das sich nicht nur als akute posttraumatische Reaktion zeigte (*Linden 2003*), sondern sich viel häufiger in unserer Gruppe durch die Monate vergeblichen Wartens als "emotionale Lage" herausbildete. Oft kam auch

ein gemeinsamer Zorn auf diesen Krieg bei den Frauen zum Ausdruck und wurde Thema der Gruppenarbeit, die deutlich machte, dass individuelle und kollektive *mentale Repräsentationen* sich wechselseitig beeinflussen und alles andere sind als bloße gemeinsame Kognitionen. Zwei besondere Ereignisse sorgten für grosse Irritation, als nämlich kurzzeitig aufeinander folgend Nachrichten von zwei Männern bekannt wurden, die sich in Westländer abgesetzt hatten und offenbar ihre Frauen und Kinder im Stich gelassen hatten, sich jeder Kontaktaufnahme entzogen. Die betroffenen Frauen waren verzweifelt und zornig zugleich. Beide suchten professionellen Rat, in welcher Weise sie mit ihren Kindern umgehen sollten: was ihnen sagen, was nicht, welches Bild "in ihren Köpfen" bewahren, welches zerstören? Das waren höchst prekäre Probleme, zu denen von den Betroffenen völlig unterschiedliche Lösungen gefunden wurden (radikale Wahrheit bei der einen, den Kindern (9 und 11) gegenüber, und radikales Vertuschen bei der anderen, die ihren Kindern (4 und 6) dann vom "Tod" des Vaters berichtete. Er war "für sie gestorben", aber sie wollte den Kindern ein gutes Bild erhalten, "um der Kinder willen").

## 6.2 Der „schiefe Turm fällt nicht“ – Mentale Aufbauarbeit

Die Familien, die ein jeder von uns „im Kopf hat“, d. h. die Menschen, die man „im Sinn hat und im Herzen trägt“, die „repräsentationalen Familien“, verlassen uns nie, umgeben uns beständig in virtueller Weise und wirken auf uns – zumeist in stützender und schützender Weise, zuweilen auch mit negativen, ja höchst destruktiven Einflüssen. Aber wir haben Gestaltungsspielräume durch unsere Möglichkeiten auf die „präfrontalen kognitiven Einschätzungen“ (*appraisal*) und die „limbischen emotionalen Bewertungen“ (*valuation*) unserer Repräsentationen einzuwirken und unseren *Willen* einzusetzen und zu nutzen, welche Bilder wir in uns haben *wollen* und welche nicht. Wir haben Wahlmöglichkeiten, welchen Menschen unserer „**inneren Bevölkerung**“ wir welchen Stellenwert einräumen **wollen** und welche Ressourcen wir aktivieren, welche Negativitäten wir hemmen **wollen**. Der therapeutischen Willensarbeit kommt hier besondere Bedeutung zu (*Petzold, Sieper 2003a,b; Petzold, Sieper 2007*). Hierzu das zweite Beispiel.

### Beispiel:

Immer wieder treffen wir auf Menschen, deren Familienmilieu äußert defizitär oder extrem negativ war. Manche wurden in schlechten Pflegefamilien und Waisenhäusern aufgezogen, von Onkeln und Tanten ungeliebt durchgefüttert. Ihre „Familie im Kopf“ ist höchst fragmentiert, chaotisch oder sie ist überhaupt nicht greifbar. So ging es der Klientin, von der kurz berichtet wird.

Eine junge Frau, *Karin F.* [27 Jahre], mit einer schweren Persönlichkeitsstörung (BPS, schwere Depressionen, mehrere Suizidversuchen) kam nach einem erneuten Suizidversuch in die Therapie. Als Kind war sie mit zwei Jahren in ein Heim gekommen, weil die psychotische und süchtige Mutter sie so sehr vernachlässigt hatte, dass ein Krankenhausaufenthalt notwendig wurde. Nach mehren Heimwechseln konnte sie mit 17 Jahren eine Schneiderlehre beginnen und abschließen. Bei Ihrer Lehrherrin war sie gut aufgenommen. Der kleine Betrieb konnte sie aber nicht übernehmen. Jahre später wurde sie von der Lehrherrin angeschrieben mit der Anfrage, wieder bei ihr zu arbeiten und mit der Aussicht, die Schneiderei in Zukunft zu übernehmen. *Karin* fand bei ihr dann einen guten Familienanschluss, erkrankte aber nach zwei Jahren mit einer schweren Depression, so dass sie ihre Arbeit nicht mehr machen konnte. Ihre „Wahlfamilie“ und auch ihre beiden Kolleginnen im Betrieb standen in dieser Zeit zu ihr. In Ihrer Therapie sagte sie dann einmal: „Ich fühle mich wie der *schiefe Turm von Pisa*, ich habe kein Fundament. Irgendwann werde ich umfallen, mein *Lebensturm* wird zusammenbrechen und ich werde völlig zerstört sein, und das ist schon bald“. In der Exploration ihrer Familienbiographie und ihrer mentalen Repräsentation von Familie fand sich das oben geschilderte Bild der Leere und des Chaos und auch, dass die Familie ihrer ehemaligen Lehrherrin ihr *mental* kaum präsent war (auch ihr Mann, Schlosser, hatte die Patientin gut angenommen, der Sohn war nach Südafrika ausgewandert, das Paar war froh, *Karin* „gefunden“ zu haben).

Der emotionale Bezug war flach. „Obgleich ich die Leute mag, kann ich sie nicht wirklich spüren“, so die Patientin. Ein Fokus der Behandlung lag darauf, diese Menschen, die sie ja „gewählt“ hatten, „hinein zu lassen“. Das bereitete ihr große Schwierigkeiten. „Ich habe dafür keinen Boden, keine Erfahrungen.“ – Die Patientin wurde angehalten, alles was sie mit dieser Familie und ihrer Lehrzeit erlebt hatte, täglich sich „bildhaft“ ins Gedächtnis zu rufen und zu den guten Erinnerungen in Gedanken, aber laut auch zu sagen: „Das war gut **für mich!**“ – *Karin* wurde erklärt, dass sich damit Beziehungen verankern können. In einer Familiensitzung, geleitet vom Therapeuten und einer Kollegin, mit der Lehrherrin und ihrem Mann sagte diese dann, sie würde *Karin* gerne eine gute Ersatzmutter sein, worauf diese zu weinen anfang. Es wurde den Anwesenden der therapeutische Rat gegeben, immer wieder auch über Gefühle mit einander zu sprechen, denn diese müssten bei einer solchen Lebensgeschichte „zum Leben erweckt“ werden. Die leibliche Mutter von *Karin* war vor vielen Jahre schon gestorben, ohne dass es noch einmal zu einem Kontakt gekommen war. Der leibliche Vater war ohnehin unbekannt. Obgleich sich das Befinden in der dyadischen Therapie mit gelegentlichen Familiensitzungen und SRI-Medikation leicht stabilisierte, so dass *Karin* ihre Arbeit wieder aufnehmen konnte, blieben die Fremdheits-, Leere-, Verwirrtheitsgefühle und die Zusammenbruchsängste: „Mein Lebensturm wird umfallen!“. Es wurde beschlossen, mit der Metapher des „schiefen Turms“ zu arbeiten. Der Pisa-Turm fällt ja nicht um, weil man die Fundamente mit Stützmaterialien, Zementeinpressungen, Gegengewichten unterfangen hatte. In systematischer Erinnerungsarbeit wurden aus *Karins* Biographie die spärlichen Glücksmomente, gute Begegnungen etc. herausgeholt und in Imaginationsarbeit mental präsent gemacht. „hoch bewertet“ - Weniges ist kostbar! – und in der Vorstellung als Ressourcen unter das Fundament ihres schiefen Lebensturms gepackt. In einer weiteren Phase der Therapie begannen wir, in der Imagination eine Familie zu „bauen“, wie sie sich die Patientin gewünscht hätte. Dabei wurde Trauerarbeit um die psychotische Mutter und Versöhnungsarbeit mit ihr geleistet (*Petzold* 1988n, 235). Die imaginäre Familie wurde von *Karin* in täglichen Visualisierungsübungen „stark gemacht“, so dass sie sich gegen den schiefen Lebensturm lehnen und ihn stützen konnten. Sie wurde dabei von ihrer Wahlfamilie, die wir in die Imaginationsarbeit einbezogen, unterstützt: „**Der schiefe Turm fällt nicht!**“ Das war die Devise. *Karin* hatte nun eine „Familie im Kopf“, die ihr mentale Unterstützung gab und auch die reale Wahlfamilie in ihren Innenraum einbezog sowie ihren Therapeuten und ihre Therapeutin. Die Imaginationsübungen wurden von ihr auch nach Beendigung der Therapie fortgesetzt. Die Patientin war insgesamt stabiler und das Zusammenleben der Wahlfamilie war für alle eine sehr befriedigende Erfahrung. Bei einem Katamnesegespräch drei Jahre nach dem letzten Termin berichtete *Karin* von ihrer „Partnerschaft mit Zukunft“ und neuen Freuden: „Meine Familie 'im Kopf' wächst!“

Besonderes Gewicht hat im Integrativen Ansatz unsere Praxis, PatientInnen als leidenden Mitmenschen zu helfen (Altruismusmoment) und ihnen aufgrund der gesellschaftlichen Solidaritätsverpflichtung und der auf ihrer Grundlage entwickelten öffentlichen Sicherungs- und Versorgungssysteme (z. B. Kranken-, Sozial-, Alters- und Pflegeversicherung) die Hilfe zu geben, auf die sie von Gesetzes wegen und in der Regel durch geleistete Beiträge als Kranke oder Hilfebedürftige Anspruch haben (Solidaritätsmoment). Sie sind Leistungsberechtigte, **keine Kunden** – dieser modische Begriff ist rechtlich und soziologisch falsch (*Petzold, Petzold, Rodriguez-Petzold* 1996; *Petzold, Petzold* 1997). **Patienten** als Hilfebedürftige haben einen rechtlichen *Leistungsanspruch*, Klienten als Information, Rat, Dienstleistungen suchende nicht, und deshalb sollte man hier terminologisch sorgfältig sein. Familienarbeit als Beratung und/oder Therapie hat das Ziel Menschen zu helfen, beschädigte Polyaden, d. h. Familien- und Freundschaftsnetzwerke zu restituieren, gefährdete Polyaden zu sichern und ihre Qualität zu verbessern, indem Menschen sich als Netzwerkmitglieder begreifen, die ihre Realbeziehungen pflegen und gute Freunde gewinnen. Wir wollen sie in ihren Entscheidungen unterstützen, ihre Netzwerke zu stabilisieren, zu vergrößern und zu bereinigen, wo dies notwendig ist. Sie müssen entscheiden, welche Menschen sie in ihre soziale Netzwerke und ihre realen Konvois einladen, einbinden, damit sie nicht nur auf der Realitätsebene Hilfe, Stütze, Freude sind, sondern auch auf der repräsentationalen Ebene verinnerlicht werden können und sie bereichern. Denn die „reale Familie“ und die „Familie im Kopf“, der *Konvoi* real vorhandener und mental präsenter Menschen – Freunde, KollegInnen, Nachbarn – bilden Grundlage unserer Sicherheit im Leben.

**Zusammenfassung: „Mentalisierung“, „kollektive mentale Repräsentationen“ und die Arbeit mit der „Familie im Kopf“. „Integrativ-Systemische“**

**Entwicklungstherapie mit Familien – das „bio-psycho-sozial-ökologische“ Modell „Integrativer Humantherapie“ und „Integrativer Supervision“ (2006v,2009h, 2021)**

Familien (Gruppen, Teams) werden nicht nur als ein „äußeres“ soziales Netzwerk betrachtet, sondern auch als ein „inneres“ repräsentationales System, aufgebaut durch Internalisierungen / Interiorisierungen in „Zonen proximaler Entwicklung“ (*Vygotskij*), die zugleich auch „Zonen optimaler Proximität“ (*Petzold*) sind. Sie konstruieren durch das Interiorisieren und Verarbeiten komplexer Information – so verstehen wir

**Mentalisierungen** in einer sozialkonstruktivistischen Sicht – „repräsentierte Realitäten“, „kollektive mentale Repräsentationen“ (*Moscovici*), die Menschen „im Kopf“ haben, und die die funktionalen **bio-psycho-sozial-ökologischen** Regulationssysteme des Individuums und seine Verhaltensperformanz nachhaltig beeinflussen: seine **biologische** Realität – erweitert um die **ökologische** und evolutionsbiologische Komponente; seine **psychologische** Realität – erweitert um das Mentale, (Sinn-, Werte-, Ästhetisches); seine **soziologische** Realität – erweitert um das Kulturelle und Ethnische. An diesen mental repräsentierten Realitäten mit ihren Werten, Kulturen des Denkens, Fühlens, Wollen, Handelns, Kommunizierens gilt es zu arbeiten, wenn man das Verhalten von Familien und von Einzelnen in ihren Familien, bzw. die Nachwirkungen von familialen Einflüssen auf den Einzelnen auch außerhalb der Familie verändern will. Der Integrative Ansatz solcher Arbeit in Therapie wird vorgestellt, der auch für die Supervision solcher Systeme grundlegende Bedeutung hat. Man kann sie nur verändern, wenn man die kollektiven mentalen Repräsentationen beeinflusst und verändert – und **mental** bedeutet dies, es sind **kollektive kognitive, emotionale, motivationale** und **volitionale** Repräsentationen, mit denen die kognitivistische Sicht von *Moscovici* erweitert wird.

**Schlüsselwörter:** Mentalisierung, mentale Repräsentationen der Familie, erweitertes bio-psycho-sozial-ökologisches Modell, Netzwerk-/Familienarbeit, Integrativ-Systemische Entwicklungstherapie und Supervision

**Summary: “Mentalisation”, “collective mental representations” and Work with the “Family in Your Head” – “Integrative-Systemic” Developmental Therapy with Families in the biopsychosocioecological model” of “Integrative Humane Therapy“**  
Families (groups, teams) are not only seen as an „external“ social network-system, but also as an internal representational system, formed through internalisations resp. interiorisations in „Zones of proxymal Development“ (*Vygotskij*), which are at the same time „Zones of optimal Proximity “ (*Petzold*), too. They are constructing through interiorising and processing of complex information – this is how we understand **mentalisation**, a social constructivist view – represented realities, „collective mental repäsentations“ (*Moscovici*) that are on „peoples’ minds“ and are influencing the

functional **bio-psycho-socio-ecological** regulatory systems of the individual and his behavioural performance in a sustainable manner: its **biological** reality – extended by the **ecological** and evolutionary compound; its **psychological** reality – extended by the mental dimension (meaning, values, aesthetic qualities); ist **sociological** reality – extended by the cultural and ethnic dimension. These mentally represented realities with the connected value systems, cultures of thinking, feeling, will, acting and communicating are targets of intervention to be focussed when behaviour of families or groups and their members or the consequences of influences from the family on individuals in families or outside of them shall be changed. The integrative approach of this kind of work is presented. The integrative approach of such work in therapy is presented, which is also of fundamental importance for the supervision of such systems. You can only change them if you influence and change the collective mental representations - and mentally, these are collective cognitive, emotional, motivational and volitional representations, which expand the cognitivist view of *Moscovici*.

**Keywords:** Mentalisation, mental representations of the family, extended bio-psycho-socio-ecological model, social network/family work, integrative-systemic developmental therapy and supervision

### Literatur in Auswahl:

Die Arbeiten von *Petzold* und MitarbeiterInnen finden sich in: „Gesamtbibliographie *Hilarion G. Petzold* 1958 – 2014. Bei <https://www.fpi-publikation.de/polyloge/01-2014-petzold-h-g-2014-wissenschaftliche-gesamtbibliographie-1958-2014/>

- Blakemore, S.-J., Frith, U.* (2006): Wie wir lernen. Was die Hirnforschung darüber weiß. München: DVA.
- Bottenberg, E.H.* (1991): Neuer Umgang mit Gefühlen. Ein anthropologisch-integrativer Ansatz der Psychologie: Originäres Gefühl, Affektzept, Meta-Emotion und Authentifizierung der Gefühle. *Integrative Therapie*, 17, 393-420.
- Bottenberg, E.H., Daßler, H.* (1997): Wege in die Psychologie des Gefühls. Regensburg.
- Bräutigam, B., Märtens, M., Petzold, H.G.* (2000): Leitgedanken für Eltern und Angehörige traumatisierter Kinder. In: *van der Kolk, B., McFarlane, A., Weisaeth, L.*: Traumatic Stress. Paderborn: Junfermann, 425-443.
- Dunbar, R.* (1998): Klatsch und Tratsch. Wie der Mensch zur Sprache fand. München.
- Fehr, E.* (2005): Oxytocin increases Trust in Humans, *Nature* 435, 2 June 2005, 673-676.
- Flavell, J. H., Wellman, Henry M.* (1977): Metamemory. In: *Kail, R.V., Hagen J.W.* (Hrsg.): Perspectives on the development of memory and cognition. Hillsdale, N.J.: Lawrence Erlbaum, S. 3 - 33
- Flavell, J. H.*: (1979): Kognitive Entwicklung. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Fonagy, F. Gergely, Jurist, E. L., Target, M.* (2004): Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag.
- Freeman, W.J.* (1995): Societies of Brains. Mahwah NJ: Lawrence Erlbaum Associates.
- Freeman, W.J.* (1999): How Brains Make Up Their Minds. London: Weidenfeld and Nicolson.
- Goleman, D.* (1996): *Emotionale Intelligenz*. München: Hanser-Verlag.
- Goslin, D.* (1969): Handbook of socialisation, theory and research, Chicago: Rand McNally.
- Gottman, J. M., Katz, L. F. & Hooven, C.* (1997). Meta-emotion: How families communicate emotionally. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Grawe, K.* (2004): Neuropsychotherapie. Göttingen: Hogrefe.
- Hampton, R.R., Zivin, A. & Murray, E.A.* (2004): Rhesus Monkeys (Macaca mulatta) Discriminate Between Knowing and Not Knowing and Collect Information As Needed Before Acting. *Animal Cognition* 7, 239-254.
- Hass, W., Petzold, H.G.* (1999): Die Bedeutung der Forschung über soziale Netzwerke, Netzwerktherapie und soziale Unterstützung für die Psychotherapie - diagnostische und therapeutische Perspektiven. In: *Petzold, Märtens* (1999a) 193-272.

- Heuring, M., Petzold, H.G. (2004): Rollentheorien, Rollenkonflikte, Identität, Attributionen - Integrative und differentielle Perspektiven zur Bedeutung sozialpsychologischer Konzepte für die Praxis der Supervision Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift - 1/2004.
- Hurrelmann, K., Ulich, D. (1980): Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim: Beltz.
- Hurrelmann, K., Ulich, D. (1991): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim: Beltz.
- Insel, T. R. (1992): Oxytocin: A neuropeptide for affiliation. *Psychoneuroendocrinology* 17, 3-35.
- Janet, P. (1889): L'automatisme psychologique. Paris: Alcan.
- Janet, P. (1919): Les médications psychologiques, 3 Bde. Paris: Alcan.
- Josić, S., Petzold, H.G. (1995): Kriegstraumatisierung, posttraumatischer Streß - diagnostische und therapeutische Dimensionen, Zentrum für Kriegshilfe, Belgrad (serb.).
- Josić, Z., Petzold, H.G. (2000b): Traumatherapie. In: *Stumm, G., Pritz, A., Wörterbuch der Psychotherapie*. Wien, Springer, 725-727.
- Kahn, R. L., Antonucci, T. C. (1980). Convoys over the life-course: Attachments, roles and social support, In P. B. Baltes & O. Brim (Hg.), *Life-span development and behavior*, Vol. 3 (253-286). New York: Academic Press.
- Kleinsorge, H. Klumbies, G. (1959): Psychotherapie in Klinik und Praxis. München: Urban & Schwarzenburg.
- Linden, M. (2003): Posttraumatic Embitterment Disorder. *Psychotherapy and Psychosomatics* 72, 195-202.
- Linden, M., Schippan, B., Baumann, K., Spielberg, R. (2004): Die posttraumatische Verbitterungsstörung (PTED). Abgrenzung einer spezifischen Form der Anpassungsstörung, *Der Nervenarzt* 75, 51-57.
- Mayer, J.D., Salovey, P. & Caruso, D.R. (2004): Emotional Intelligence: Theory, Findings and Implications, *Psychological Inquiry*, 15, 197-215
- Marková, I. (2003): Dialogicality and Social Representations: The Dynamics of Mind, Cambridge: Cambridge University Press.
- Martin, L.L., Tesser, A. (1989): Toward a motivational and structural theory of ruminative thought. In: *Uleman, J.S., Bargh, J.A.* (eds.): *Unintended thought*. New York: Guilford, 306-326.
- Martin, L.L., Tesser, A. (1996): Some ruminative thoughts. In: *Wyer, R.S.* (ed.): *Ruminative thoughts*. Mahwah, NJ: Erlbaum. 1-47.
- Metzmacher, B., Petzold, H.G., Zaepfel, H. (1995): Therapeutische Zugänge zu den Erfahrungswelten des Kindes. Integrative Kindertherapie in Theorie und Praxis. Bd. I. Paderborn: Junfermann.
- Morris, D. (1968): *Der nackte Affe*. München: Droemer Knauer.
- Morris, D. (1968): *Der Menschen-Zoo*. 1969: München: Droemer Knauer.
- Müller, L., Petzold, H.G. (1998): Projektive und semiprojektive Verfahren für die Diagnostik von Störungen, Netzwerken und Komorbidität in der Integrativen Therapie von Kindern und Jugendlichen. *Integrative Therapie* 3-4, 396-438
- Orth, I., Petzold, H.G. (1995b): Gruppenprozeßanalyse - ein heuristisches Modell für Integrative Arbeit in und mit Gruppen. *Integrative Therapie* 2, 197-212.
- Petzold, H.G. (1981e): Das Hier-und-Jetzt-Prinzip in der psychologischen Gruppenarbeit. In: *C. Bachmann*, Kritik der Gruppendynamik, Frankfurt: Fischer 1981, S. 214-299.
- Petzold, H.G. (1982f): Gestaltdrama, Totenklage und Trauerarbeit. In: *Petzold, H.G.*, 1982a. *Dramatische Therapie. Neue Wege der Behandlung durch Psychodrama, Rollenspiel, therapeutisches Theater*, Stuttgart: Hippokrates, S. 335-368
- Petzold, H.G. (1991o): Zeit, Zeitqualitäten, Identitätsarbeit und biographische Narration - Chronosophische Überlegungen, , Bd. II, 1 (1991a) S. 333-395/ (2003a) S. 299 - 340.
- Petzold, H.G. (1995a): Weggeleit und Schutzschild: Arbeit mit protektiven Prozessen und sozioökologische Modellierungen in einer entwicklungsorientierten Kindertherapie. In: *Metzmacher, Petzold, Zaepfel* (1995) 169-280.
- Petzold, H.G. (1995b): Integrative Kindertherapie als sozialökologische Praxis beziehungsorientierter und netzwerkorientierter Entwicklungsförderung. In: *Metzmacher, Petzold, Zaepfel* (1996) 143-188.
- Petzold, H.G. (1999j): Integrative Trauma Therapy with War Victims. Lecture at the Institute of Clinical Psychology. University of Belgrade.
- Petzold, H.G. (2002c): POLYLOGE: die Dialogzentrierung in der Psychotherapie überschreiten. Perspektiven „Integrativer Therapie“ und „klinischer Philosophie“. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit - 04/2002.
- Petzold, H.G. (2002o): Vi ste defanzivni. *NIN-Weekly* 6.6.2002, 29-30 (serb.)
- Petzold, H.G. (2004l): INTEGRATIVE TRAUMATHERAPIE UND "TROSTARBEIT" – ein nicht-exponierender, leibtherapeutischer und lebenssinnorientierter Ansatz risikobewusster Behandlung. Bei: [www](http://www).



FPI-Publikationen.de/materialien.htm - POLyLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit - 03/2004. Gekürzt in: Remmel, A., Kernberg, O., Vollmoeller, W., Strauß, B. (2006): Handbuch Körper und Persönlichkeit: Entwicklungspsychologie, Neurobiologie und Therapie von Persönlichkeitsstörungen. Stuttgart/New York: Schattauer. 427-475.

Petzold, H. G. (2006t): „Jugendliche auf den Weg bringen“. Biopsychosoziale, entwicklungspsychologische und evolutionspsychologische Konzepte für „Integrative sozialpädagogische Modelleinrichtungen“. In: Festschrift zum 10-jährigen Bestehen der sozialpädagogischen Jugendeinrichtung von „Liewenshaff“. Merscheid, Luxemburg.

Petzold, H.G., Bloem, J., Moget, P. (2004): Budokünste als „Weg“ und therapeutisches Mittel in der körper- und bewegungsorientierten Psychotherapie, Gesundheitsförderung und Persönlichkeitsentwicklung – transversale und integrative Perspektiven. *Integrative Therapie* 1-2, 24-100.

Petzold, H.G., Josić, Z., Erhardt, J. (2006): Integrative Familientherapie als „Netzwerkintervention“ bei Traumabelastungen und Suchtproblemen. Erw. von dies. 2003. In: Petzold, H.G., Schay, P., Scheiblich, W. (2006): Integrative Suchtarbeit. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. 119-157.

Petzold, H. G., Josić, Z. (2007): Integrative Traumatherapie – ein leibtherapeutischer Ansatz nicht-exponierender Therapie Bei www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm - POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit - 1/2007.

Petzold, H.G., Märten, M. (1999a) (Hrsg.): Wege zu effektiven Psychotherapien. Psychotherapieforschung und Praxis. Band 1: Modelle, Konzepte, Settings. Opladen: Leske + Budrich.

Petzold, H.G., Müller, L. (2004c): Integrative Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie – Protektive Faktoren und Resilienzen in der diagnostischen und therapeutischen Praxis. *Psychotherapie Forum* 4, 185-196.

Petzold, H.G., Wolff, U., Landgrebe, B., Josić, Z., Steffan, A. (2000): Integrative Traumatherapie – Modelle und Konzepte für die Behandlung von Patienten mit „posttraumatischer Belastungsstörung“. In: van der Kolk, B., McFarlane, A., Weisaeth, L.: Traumatic Stress. Erweiterte deutsche Ausgabe. Paderborn: Junfermann. 445-579.

Premack, D., Woodruff, G. (1978): Does the chimpanzee have a theory of mind? *Behavioral & Brain Sciences* 1, S. 515-526.

Rudinger, G. (1986): Intellectual development in a longitudinal perspective, in: Munnichs, J.M.A., Mussen, P., Olbrich, E. (eds.) Life span and change in a gerontological perspective, Academic Press, New York 1986.

Schneider, K. (1983): Familientherapie in der Sicht therapeutischer Schulen. Paderborn: Junfermann.

Schneider, K., Satir, V. (1983): Die Grenze der Gegenwärtigkeit. Ein Gespräch. In: Schneider (1983).

Schorn, A. (1996): Scham und Öffentlichkeit. Genese und Dynamik von Scham- und Identitätskonflikten in der Kulturarbeit. Regensburg 1996.

Schroots, J.F.J. (1993): Aging, health and competence. The first generation of longitudinal research, Elsevier, Amsterdam.

Sieper, J. (2006): INTEGRATIVE THERAPIE als “Life Span Developmental Therapy” und “klinische Entwicklungspsychologie“ für Säuglinge, Kinder, Adoleszente, Erwachsene, Alte Menschen Eine kommentierte Literaturlauswahl. Bei www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm – POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit – 2006.

Stamenov, M.I., Gallese, V. (2002): Mirror Neurons and the Evolution of Brain and Language. Amsterdam John Benjamins Publishing Co.

Steffan, A., Petzold, H.G. (2001b): Das Verhältnis von Theorie, Forschung und Qualitätsentwicklung in der Integrativen Therapie.(Charta-Colloquium IV). *Integrative Therapie* 1, 63-104 und in: Leitner, A. (2001): Strukturen der Psychotherapie. Wien: Krammer Verlag. 447-491.

Tait, R., Silver, R.C. (1989): Coming to terms with major negative life events. In: Uleman, J.S., Bargh, J.A. (eds.): Unintended thought. New York: Guilford, 351-382.

Tesser, A. (ed.), Advanced social psychology, McGraw Hill, New York, London 1995.

Varevics, P., Petzold, H.G. (2005): Leben und Tod, Altern und Sterben, Leid, Trost, Sinn - Hilfen für therapeutische, beraterische und supervisorische Suchbewegungen in der Lebensspanne. *Integrative Therapie* 1-2, 129-161

Wyer, R.S. (ed.) (1996): Ruminative thoughts. Mahwah, NJ: Erlbaum.

---

<sup>1</sup> Hass, W., Petzold, H.G. (1999): Die Bedeutung der Forschung über soziale Netzwerke, Netzwerktherapie und soziale Unterstützung für die Psychotherapie - diagnostische und therapeutische Perspektiven. In: Petzold, H.G., Märten, M. (1999a) (Hrsg.): Wege zu effektiven Psychotherapien. Psychotherapieforschung und Praxis. Band 1: Modelle, Konzepte, Settings. Opladen: Leske + Budrich, S. 193-272. - Petzold, H.G. (1994e): "Psychotherapie

---

mit alten Menschen - die "social network perspective" als Grundlage integrativer Intervention, Vortrag auf der Fachtagung "Behinderung im Alter" am 22.-23.11.1993 in Köln. In: *Berghaus, H.C., Sievert, U. (1994) (Hrsg.): Behinderung im Alter. Köln: Kuratorium Deutsche Altershilfe, 68-117.*